C 20935 F

NORDISCHE ZEITUNG

Heft 3 / 66. Jahrgang

Heuert / Scheiding 3798 n. St.

NORDISCHE ZEITUNG

Die Stimme des Artglaubens

Im Einsatz für

- Lebensschutz, insbesondere Überleben unserer Art
- Erhaltung des nordischen Kulturerbes und Förderung einer wesensgemäßen Kultur
- Verwirklichung einer sinnerfüllten Lebensgestaltung

Inhaltsverzeichnis

Blond – ein Traum stirbt aus
Dr. Wielant Hopfner **41**

Die Symbolik der 6 runischen Urlaute
Gerhard Heß **45**

Die schwarzen Kassen – wo steckt der Reichtum der Kirchen?
Dr. Wielant Hopfner **48**

Glaubens- und Heimatkunde –
Das Bodetal im Harz – *Jürgen Mosler* **50**

Unseren jungen Gefährten –
Syn, Sinthgunt und Lofn **55**

Unseren jüngsten Gefährten – Gudrun – *Ludwig Fahrenkrog*
Alte Spiele: Hinkepott **55**

Heidenspaß **57**

Neues vom alten Feind **58**

Nachrichten **60**

Impressum

Die NORDISCHE ZEITUNG ist die Stimme des Artglaubens. Sie wird von der Artgemeinschaft – Germanische Glaubens-Gemeinschaft wesensgemäßer Lebensgestaltung e.V., Postfach 55709, 22567 Hamburg, herausgegeben und verlegt und erscheint vierteljährlich.

Menschen unserer Art, die Beiträge zur Entwicklung nordischer Anschauungen auf religiösem, weltanschaulichem, kulturellem, erzieherischem, gemeinschaftsbildendem, künstlerischem und wissenschaftlichem Gebiet geben wollen, steht sie zur Verfügung.

Dabei müssen namentlich gekennzeichnete Beiträge nicht in jedem Falle mit der Auffassung der Schriftleitung oder der Leitung der Artgemeinschaft übereinstimmen.

Schriftleiter und verantwortlich für den Inhalt, soweit Beiträge namentlich nicht gekennzeichnet sind: Jürgen Rieger, Auguste-Baur-Str. 22, 22587 Hamburg. Namentlich gekennzeichnete Artikel verantworten die Verfasser.

Zahlungen auf das Konto: Die Artgemeinschaft, Postbankkonto 5 28 51-104 Berlin (BLZ 100 100 10). Aus dem postalischen Ausland: unter Angabe des DM-Betrages mit Auslandspostüberweisung oder Scheck, spesenfrei für den Empfänger.

Die von der Artgemeinschaft – Germanische Glaubensgemeinschaft wesensgemäßer Lebensgestaltung e.V. verwendete Form der Irminsul ist registerrechtlich geschützt und darf nur von Mitgliedern der Artgemeinschaft verwendet werden.

Wir setzen an den Beginn unserer Jahreszählung nicht die Geburt eines Christus, von dem niemand weiß, ob und ggf. wann er geboren wurde, sondern die Hochblüte des Gestirnheiligtums Stonehenge.

Bezugsgebühr 28,– DM jährlich, für Mitglieder und Förderer im Jahresbeitrag enthalten. Bestellungen für nur ein Jahr gelten als automatisch um ein weiteres Jahr verlängert, wenn nicht bis zum 31. 12. gekündigt wird. Wenn innerhalb eines Jahres bestellt wird, werden die bereits erschienenen Hefte nachgeliefert; die Bestellungen gelten immer für ein Kalenderjahr.

Beilagenhinweis: Einer Teilauflage liegen die Mitteilungen der Leitung bei.

Umschlagbild: Schildbuckelbeschläge aus vergoldetem Silber. Illerup-Tal, ca. 200 v. d. Ztr.

Blond – ein Traum stirbt aus

Forscher der Weltgesundheitsorganisation WHO in Genf haben ihre Computer mit Daten aus der Gen-Forschung programmiert, Erkenntnisse über die Bevölkerungsentwicklung sollten gewonnen werden. Was die Computer fast unbemerkt, so nebenbei, von sich gaben, läßt aufhorchen: In etwa 150 Jahren wird das letzte hellhaarige Mädchen zur Welt kommen. Irgendwo in Finnland. In Deutschland gibt es dann schon seit rund 80 Jahren keine Blondinen mehr. Deutlich rückläufig ist die Blondinen-Quote schon jetzt. Um 3750 n. St. (1950) wurden bei uns noch 40 % aller Kinder mit Blondschopf geboren. Heute sind es kaum noch 20 % und jedes Jahr werden es weniger. Einer ganzen Menschenart schlägt offenbar die Stunde.

Experten schätzen, daß heute 14 von 15 Blondinen „Mogelpackungen" sind, aufgehellt, gefärbt, geträhnt. Die echten Blondinen - blond geboren, blond geblieben - sind inzwischen so selten, wie kostbare Erstausgaben, die es nur in limitierter Auflage gibt.

„Die Tage der Natur-Blondine sind gezählt. Sie ist vom Aussterben bedroht", sagt der Bornheimer Anthropologe Prof. Dr. Bloss. „Selbst hoch im Norden droht den Blondinen das Verschwinden, obwohl dort besonders viele blonde Menschen geboren werden, weil die geringere Sonneneinstrahlung eine stärkere Pigmentierung von Haut und Haaren als Schutz vor der UV-Strahlung der Sonne überflüssig macht. Nur noch jeder dritte Schwede ist hellhaarig."

Was ist der Grund dafür?

Ursache für den Rückgang der Natur-Blonden ist u.a. die Tatsache, daß sich die Erbanlagen, die für „blonde Haare" verantwortlich sind, „rezessiv" vererben, wohingegen die Erbanlagen für dunkle Haare sich „dominant" vererben. Das bedeutet: Zeugt ein dunkelhaariger Mann mit einer blonden Frau ein Kind, setzen sich bei der Vermischung von väterlichen und mütterlichen Erbanlagen diejenigen Gene durch, die für „dunkle Haare" verantwortlich sind. Die farbstoffproduzierenden Zellen des Säuglings, Melanozyten genannt, werden darauf programmiert, möglichst viele Farbkörperchen (Melanosomen) zu produzieren. Dadurch erscheinen die Haare dunkel.

Wer es genauer wissen will:

Das Verhältnis der beiden Pigmente Eumelanin (braun-schwarz) und Phaeomelanin (gelb-rot) bestimmt die Haarfarbe bei Säugetieren. Die Synthese beider Farbstoffe in den Melanozyten der Haarbälge wird durch Anregung oder Hemmung des Rezeptors für a-Melanozyten-stimulierendes Hormon (a-MSH) gesteuert. Solche Rezeptoren finden sich außerdem im neuro-endokrinen System, wo sie möglicherweise für die Kontrolle des Fettstoffwechsels verantwortlich sind. Eine Arbeitsgruppe hochkarätiger Professoren an der Universität von Portland, Oregon, USA beschäftigt sich mit diesen noch weitgehend unerforschten Erscheinungen.

Bereits im dritten Schwangerschaftsmonat steht fest, mit welcher Haarfarbe ein Kind zur Welt kommt. Selbst wenn Kinder blond geboren werden - blond bleiben die wenigsten. Etwa 40 Prozent der hellhaarigen Kinder dunkeln im Laufe des Lebens nach. „Hierbei spielen Sexualhormone und Umwelteinflüsse eine entscheidende Rolle", erklärt Prof. Thomas Wittholz, Ethnologe am Berliner „Jochen-Bezler-Universitätsklinikum". Aus Mädchen mit goldenen Löckchen werden nur selten verführerische, naturblonde junge Damen. Spätestens mit der Pubertät kommt bei den meisten die Veränderung in Richtung „dunkel".

Das Bild der Blondine

Der Abschied von den Blonden bedeutet auch Abschied nehmen von einem Frauenbild, das den Menschen seit Jahrtausenden Rätsel aufgegeben hat, das gleichzeitig zur Beschreibung von Reinheit und Hinterlist, Verführung und Bedrohung, Erhebung und Vernichtung gebraucht und mißbraucht wurde. Kein Frauentyp war und ist immer noch so vielen Vorurteilen ausgesetzt, wie die Blondine. Sie symbolisierte in früheren Zeiten das Gute, die Unschuld und Natürlichkeit. Heutzutage wird das Bild der Blondine von der Regenbogen-Presse zwiespältig wiedergegeben. Zufall? Absicht?

In den Zeiten der Sumerer, die vor rund 5000 Jahren in das Land zwischen Euphrat und Tigris einwanderten und dort eine Hochkultur gründeten, wurden die Angehörigen der Fürstenhäuser, des Adels und der Beamtenschaft mit blauen Augen und blonden Haaren abgebildet.

Aus dem alten Ägypten sind uns zahlreiche Zeichnungen erhalten, auf denen die Töchter des Pharaos ebenfalls blond und blauäugig dargestellt sind. Auch findet man in den ägyptischen Grabkammern Abbildungen eines blondhaarigen Volkes, das als „Tamahu" bezeichnet wird und an den Ufern des Nils gesiedelt haben soll. Manche Forscher meinen, es mit den Vorfahren der antiken Lybier zu tun zu haben.

Die Gedichte Homers nennen viele griechischen Götter und Göttinnen „blond" und „blauäugig", das Wort für die helle Haarfarbe ist das altgriechische „xanthos". Die „Ilias" des Homer nennt die Göttin Demeter blond, die Aphrodite goldhaarig, die Athena blauäugig und zwar an 57 Textstellen als: „Zeus blauäugige Tochter Athena". Das Wort, das Homer für die Blonden gebraucht, heißt „glaukopis" und meint „hell, funkelnd". Der Dichter Pindar spricht von der Göttin Athena als „glaukopis" und „xantha". Sophokles spricht von Ödipus als einem blauäugigen, blonden Mann. In einer Stelle der Ilias (IV,147) wird von dem archaischen Helden Menelaos berichtet, er sei „blondhaarig, hochgewachsen und dazu helläugig". Dasselbe wird von Meleagros, Achilles, Briseis und Agamede gesagt. Die „Odyssee" nennt den Gott Radamathys blond, die Göttin Aphrodite goldhaarig, die Athena immer wieder blauäugig. Helena wird als „schimmernd" (III,121) bezeichnet, Penelope als blond, Hermione als blond. Vom Gott Apollon wird gesagt, er sei „hell, leuchtend, strahlend", womit wohl dessen Farben von Haut, Haaren und Augen gemeint sein dürften.

Bei den Römern ist es Marcus Portius Cato (243-149), der erstmals die leiblichen Merkmale der vornehmen Römer erwähnt. Er selbst hatte rötlich-blondes Haar und blaue Augen. Ein griechischer Spottvers bezeichnet ihn als den „bissigen Rotkopf mit den blauen Augen". Seiner Statur und seinem festen, unverrückbaren Wesen nach gehörte er eher der „schweren, blonden Rasse", also der fälischen, an. Da die vornehmen römischen Familien weitgehend nordischer Abstammung waren, ist auch zu erwarten, daß blaue Augen und blonde Haarfarbe bei ihnen vorkamen. Beweise dafür findet man in den römischen „Beinamen". Für die Blondheit stehen Beinamen wie Flavius, Fulvius, Rufus, Rutilius und andere. Der Forscher Wilhelm Sieglin hat aus der römischen Geschichte 250 Männer ausgewählt, die eindeutig an ihren Beinamen als „Blonde" zu identifizieren waren. Besonders in den Familien der Julii, Licinii,Lucretii, Sergii, Virginii, Caecilii, Cornelii, Sempronii, kamen solche, auf blond hinweisende Beinamen, gehäuft vor. In anderen Familien des Amtsadels setzt sich die Reihe der Hellhaarigen durch Jahrhunderte hindurch fort. Von römischen Kriegern berichtet Silius Italicus in seiner Dichtung „Punica" (II,319), sie seien gegen Hannibal ins Feld gezogen, „noch ehe blonder Flaum ihre Wangen" bedeckt hätte. Die Gründer Latiums werden in der „Aeneis" als Blonde geschildert, so Lavinia (VII,75; XII, 605) und so auch Camers, der Rötlichblonde (X, 562). Romulus, Remus

und Lucretia sollen blond gewesen sein, und vor allem die Götter Jupiter, Mars, Mercurius, Sol, Oceanus, Volturnus, Minerva, Prosperina, Venus, Victoria, Bellona, Ceres, Diana, Pietas. 27 römische Gottheiten werden mindestens einmal als blond bezeichnet. Von den Sagengestalten sind 10 als blond angegeben. Im untergegangenen und wieder ausgegrabenen Pompei zeigen 75% der Bilder blonde und blauäugige Menschen. Eine Statue der Venus ist uns erhalten geblieben, auf der die Original-Farben als Farb-Reste erhalten sind: Die Haare sind eigelb, die Brauen und Wimpern schwarz, die Augen hell-grau.

Allerdings begann in Rom im 3. Jahrhundert - genauso wie in Griechenland bereits im 5. Jahrhundert - das Blondfärben der Haare. Cato, dem alle Unnatur verhaßt war, rügt in seinem „Origines" (VII, 9), einer Art Urgeschichte der italischen Stämme, das in Mode gekommene Blondfärben. Aber je dunkler die Bevölkerung durch Vermischung mit den aus Asiens Wüsten hereinströmenden Fremden wurde, desto mehr griff das Blondieren in Rom um sich.

Als die Germanen das Römische Reich übernahmen, strömten große Mengen blonder Frauen und Männer nach Süden. Das Christentum mit seiner Vernachlässigung, ja Mißachtung des Körpers, ausgedrückt in der Forderung nach „Sack und Asche", konnte diesen stolzen Menschen zunächst nichts anhaben. Eine Zeit lang noch gaben die blonden Menschen des Nordens den Ton an.

Das aber war der Kirche und vor allem ihren Inquisitoren über die Jahrhunderte hinweg ein Dorn im Auge. Mit besonderer Vorliebe verbrannten sie rothaarige oder blonde Frauen, denen sie vorwarfen, Hexen zu sein. Dennoch konnten sie die blonden Menschen nicht ausrotten. Vor allem die Künstler bewahrten, wohl unbewußt, das antike Schönheitsideal.

Die Maler des Mittelalters hatten vornehme Frauen, insbesondere die „Mutter Gottes", die bekanntlich nichts anderes darstellt als die ursprüngliche Himmelsgöttin unserer Ahnen, vorzugsweise mit blonden Haaren gemalt.

Jetzt, in der beginnende Neuzeit, wurden die Blonden geradezu wiederentdeckt. So zeigen die Werke des italienischen Renaissance-Malers Botticelli in seinen Bildern „Venus" und in den „Drei Grazien" blonde, germanische Frauen von höchster rassischer Reinheit, denen nichts Gemeines anhaftet – Idealbilder von Schönheit, Anmut und echtem Adel der Seele.

Aber diese Vorstellungen wurden wieder in den Staub gezogen. Der jüdische Dichter Heinrich Heine, der, gerade zum Christentum übergetreten, von sich sagte: „Ich bin ein Wolf geblieben, mein Herz und meine Zähne sind wölfisch", stellte in seiner „Lorelei" eine Blondine als gewissenlose, hinterhältige Verführerin vor, die die Männer ins Verderben lockt. Dabei hatte er die Figur der „Lore Lay" garnicht selbst erfunden, sondern dem Dichter Clemens Brentano „entwendet". Und Marlene Dietrich war sich nicht zu schade für eben dieselbe Rolle des verantwortungslosen, blonden Flittchens als „Lola" im „Blauen Engel", wo sie sang: „Männer umschwirren mich wie Motten das Licht, doch wenn sie verbrennen - dafür kann ich nicht".

Maria in Germanien

Maria, schönste aller Frauen,
gelobt seist du aus Heidenmund!
Aus Holz, aus Stein stehst du gehauen
am Kirchaltar, im Wiesengrund.

Wie schön bist du im Bild gestaltet,
so sittsam, keusch, blauäugig, rein,
wie sich in dir zuhöchst entfaltet,
nach deutscher Art ein Weib zu sein!

Doch lege ab den fremden Schleier,
Maria du, als deutsches Weib;
ein deutscher Name macht dich freier,
und Deutschlands Zukunft trag dein Leib!

S. Gehrke

Eine „Landesregierung" informiert

In der heutigen Zeit haben sich unsere Feinde etwas Neues ausgedacht. Allen voran die Landesregierung von Mecklenburg-Vorpommern. Blonde sollen angeblich doof sein, wird unterstellt:

„Hier ist MV (gemeint ist Mecklenburg-Vorpommern). Blond Blauäugig Blöd (Jetzt folgt das Bild eines lachenden Negermischlingsmädchens) Das ist Jule. Gebürtige Greifswalderin. Studentin. Und überhaupt ist bei uns manches anders als man denkt. Ein Land zum Anrufen ... 0180-5673050 Mecklenburg-Vorpommern".

Mit dieser halbseitigen Anzeige – natürlich aus unseren Steuergeldern bezahlt, wir berichteten in der Nordischen Zeitung darüber, – „wirbt" das Land Mecklenburg-Vorpommern" für etwas. Ja, wofür eigentlich? Daß seine blonde und blauäugige Bevölkerung blöde ist? Oder daß es genügend fröhliche Neger in MV gibt, oder daß die typische Greifswalder Studentin ein Mischling ist? Oder wollen sie nur einfach die Blonden und Blauäugigen beleidigen? Die infame Zusammenstellung der Worte „Blond Blauäugig Blöd" läßt diese Absicht bei den Hintermännern dieser Anzeige vermuten.

„Landesregierung" nennen sie sich und Christen sind sie. Von der CDU. Daß sie rassistische und diffamierende Äußerungen unterlassen sollten, und daß sie eine „Fürsorgepflicht" für alle Bürger haben, wissen sie offenbar noch nicht. Stattdessen fördern sie das Vorurteil, daß Blonde und Blauäugige „blöd" seien. Als ob die rassistischen „Blondinenwitze" nicht schon reichen würden. Ist es im übrigen erlaubt, daran Erwägungen zu knüpfen, daß bei Verunglimpfung der Juden sofort der Staatsanwalt eingreifen würde? Auf die Anzeige eines unserer Mitglieder hingegen gab es Verfahrenseinstellung, und auch das Oberlandesgericht wollte das Verfahren nicht eröffnen.

„Blondinen sind schön, sexy und haben nichts in der Birne" - das soll in den Köpfen genauso fest verankert werden, wie die Diffamierung der Blauäugigkeit. Denn wer „blauäugig" ist, muß hierzulande ja doof sein. Zeitungsschreibern, die das Wort „blauäugig" als Synonym für „doof" verwenden, habe ich schon des öfteren per Leserbrief ein Verfahren wegen Beleidigung angekündigt. Manchmal half das eine Zeit lang.

Witz, Werbung und Wasserstoff

Blondinenwitze sind hierzulande erlaubt, Türkenwitze, oder gar Judenwitze zu erzählen wird strenger bestraft, als wenn einer seine Oma gekillt hätte. Erfreulicherweise aber können blonde Menschen auch über sich selbst lachen. So hat der Engländer Joey West ein Buch herausgegeben mit dem Titel „The dumbest dumb blonde Joke Book". Joey West ist, wie könnte es anders sein, natürlich selbst blond.

„Blonde erschuf Gott, weil Schafe kein Bier holen können". „Warum dürfen Blondinen keine Mittagspause machen? Weil man sie danach wieder anlernen muß". „Warum sind Blondinenwitze so kurz? Damit die Mädels sie verstehen". „Was tut eine Blondine, wenn sie aufwacht? Sie zieht sich an und geht nach Hause".

Diese und ähnliche Scherze stehen im Blondinen-Witzbuch, allerdings auf englisch. Na ja, für 9.80 DM kann man nicht allzu viel verlangen... Der Trend kam, wie so vieles Entbehrliche, aus Hollywood-Amerika. Keimzelle war die TV-Serie „Eine schrecklich nette Familie". Al Bundy's Tochter Kelly, Spitzname „Dumpfbacke", war blond, blöd und eine ideale Vorlage für derbe Witze. Bald darauf gab es T-Hemden mit der Aufschrift „Ich bin blond – bitte sprechen Sie langsam". „Narrenhände beschmieren Tisch und Wände", sagten einst unsere Großeltern ...

Natürlich hat sich auch die Werbung der Blondinen angenommen. In der Kneipe bestellt man ein „kühles Blondes" oder

auch zwei. Und diejenigen, die sich das Rauchen noch immer nicht abgewöhnen konnten, kaufen vielleicht die französischen Zigaretten der Marke „Gitanes Blondes". Und worüber reden Männer in der Kneipe? „Blondinen sind ein Aphrodisiakum, das dem Liebhaber alle Freuden zwischen Himmel und Hölle verheißt". „Blond - das Geheimnis, vor dem ein Mann wie ein Schuljunge zitternd steht". „Die Blondine - Licht und Lust, Hure und Heilige." Gewiß, nicht immer finden Kneipengespräche in dieser gepflegten Sprache statt.

Blondinen bringen Männerphantasien auf Hochtouren, wecken Beschützerinstinkte und lösen Jagdfieber aus. Offenbar vermuten Männer hinter dem goldenen Haar ein Geheimnis, das sie lüften wollen. Natürlich ist den Frauen diese Art Aufmerksamkeit der Männer nicht entgangen und es ist von daher kein Wunder, daß Frauen stets versuchten, diesem Männerideal näherzukommen. Je seltener blond wird, desto begehrter ist es.Und desto mehr legen sich die Frauen ins Zeug, den drohenden Verlust auszugleichen:

Die Römerinnen stäubten sich Gold aufs Haupt, um „blond" vorzutäuschen, oder ließen sich aus dem Haar von Germaninnen Perücken machen. In der Renaissance wurde Asche, Irispulver und Eidechsenfett verwendet. Auch Schwalbenmist und Bärenknochenmehl sollen geholfen haben. In der Neuzeit ist Wasserstoff-Superoxyd, ein Raketentreibstoff. in Mode gekommen. Besonders gern verwendet wurde dieses Mittel von Marilyn Monroe, Brigitte Bardot und Madonna. In Deutschland machen Tönungs- und Färbemittel-Hersteller rund 40 Prozent ihres Umsatzes mit Blondierungen, Tendenz steigend.

Die Dinka, ein Naturvolk im Sudan, haben das Problem: „Wie färbt man pechschwarzes Haar ohne Chemie blond?" Mit Kuh-Pipi. Sie wenden diese „anrüchige" Methode bei der Vorbereitung zu kriegerischen Unternehmungen an. Klar, daß die Feinde vor solchen Erblondeten davonlaufen. Auch in den klassischen Schwarzen-Metropolen Lateinamerikas wird gefärbt, was die Tuben hergeben. Blond ist dort der aktuelle Trend Nr. 1 und hat die Modefarbe „rot" abgehängt. Auch bei Manhattans farbiger „Szene" ist es angesagt, sich die Afro-Locken auf blond zu oxydieren.

Sind Blondinen blöd?

Daß die angebliche Blödheit der Blondinen jeder Grundlage entbehrt, zeigen die Mitglieder der Vereinigung „Mensa-Club", einem Treffpunkt der klügsten Menschen Amerikas. Unter den weiblichen Mitgliedern sind 4861 blonde Frauen, immerhin sind das 27 % der dortigen Damen. Das sind doppelt soviele, wie nach der Bevölkerungsverteilung eigentlich zu erwarten wären. Und beruflich machen die Blondinen durchaus eine gute Figur: Etliche Blondinen - wenn auch nicht immer „Echte" - sagen z.B. die Nachrichten an, (Dagmar Berghoff, Nina Ruge, Sabine Christiansen). Hollywood drehte allein 64 Filme, bei denen das Wort „blond" im Titel vorkommt, allerdings oft in negativer Zusammensetzung („Blondes Gift").

Warum sind Blonde beruflich so erfolgreich?

Die Umwelt-Theoretiker erklären das so, daß blonde Kinder angeblich immer bevorzugt würden. Erzieherinnen gaben an, daß sie ihnen aufmerksamer zuhören, ihnen viel öfter etwas durchgehen ließen, sie öfter in den Arm nähmen. Weil Hellhaarige angeblich stärkere Beschützerinstinkte wecken. Sie gelten im Unterbewußtsein der Betrachter als verletzlich, heiter, unschuldig. Und das macht dann auch erwachsenen Blondinen das Leben leichter - immerhin ist für 67% der deutschen Männer die Traumfrau blond. Und die ist sich zu 91% ihrer Wirkung auf Männer voll bewußt. Verkehrsforscher (?) fanden heraus, daß Hellhaarige seltener Strafmandate bekommen, Soziologen stellten fest, daß bei Kontaktanzeigen blonde Frauen 60% mehr Antworten als die Konkurrenz bekommen. Und sogar im Supermarkt machen sie mehr Kasse, belegt eine englische Studie: Bei blonden Kassiererinnen stellen sich Frauen und Männer lieber an - auch wenn die Schlange woanders kürzer ist. Der Grund: Blondinen gelten als ruhiger, weniger energisch, sympathischer. Das Ergebnis: Sie machen 23% mehr Umsatz. Da beruflicher Erfolg aber oft mit höherer Intelligenz verknüpft ist, und der Mainzer Anthropologe Bernhard herausgefunden hat, daß blonde Europäer im Durchschnitt einige IQ-Punkte intelligenter sind als schwarzhaarige, könnte auch dies ein Grund für den Erfolg solcher Menschen wie z.B. Wernher von Braun sein.

Ein Trost von Biologen für Brünette, Rotschopfige, Schwarzhaarige: Blonde Frauen altern schneller. Weil sie weniger Pigmentstoffe haben und eine dünnere Haut, bekommen Blonde schon Anfang dreißig die ersten Falten, Rothaarige erst mit 35, Schwarzhaarige mit 40 und Brünette erst mit 45 Jahren. Bei der Anzahl der Haare auf dem Kopf sind Blonde allerdings wieder an erster Stelle: Sie haben 150 000, Schwarzhaarige haben 100 000 und Rothaarige haben rund 90 000 Haare auf dem Kopf.

Noch mehr Fakten

Blond ist nicht gleich blond. Was ist der hellste bzw. dunkelste Blond-Ton in dem breiten Spektrum der blonden Farben?

Der dunklelste Natur-Ton ist „Dunkelaschblond". Er ist in Deutschland noch immer die häufigste Haarfarbe. Sie wirkt von Ferne gesehen dunkler als sie eigentlich ist, der Blond-Anteil wirkt in ihr „kälter". Der hellste natürliche Blond-Ton ist „Weissblond". Er kommt in der Natur nur äußerst selten vor. Dazwischen liegen unendlich viele Nuancen.

Was wünschen sich die Friseurkunden?

In einem mittelgroßen Friseurbetrieb mit etwa 150 Kundinnen pro Woche wollen ca 80-90 Damen heller werden. Sind bei den Damen die Jugendjahre mit Anfang Zwanzig endgültig vorbei, werden bekanntlich die „Jugend-Blondinen" immer dunkler. Und dann beginnen sie mit dem Tönen, weil das Unterbewußtsein signalisiert: blond = jung.

„Strähnchen" sind dabei am beliebtesten, weil es keinen häßlichen „Nachwuchs" dunkler Haare dabei gibt. Manche, besonders die Jüngeren, wollen die „Strähnchen" auch nur mal ausprobieren. Viele Frauen möchten auch nur „helle Lichtreflexe" haben, eine Erinnerung an ihre vorpubertäre Haarfarbe.

Kundinnen in mittleren Jahren bevorzugen „Prominenten-Blond", sei es, daß sie die eine oder andere Dame vom Theater, der Bühne oder der Oper beeindruckt hat, sei es, daß sie selbst ihre Persönlichkeit etwas aufwerten möchten.

Natürlich lassen sich auch Männer „erblonden". Oft probieren sie die ganze Palette an Blond-Farben aus. Hanseatische Geschäftsmänner fangen meist erst mal mit ein paar Strähnchen an, so in Richtung „Sonnyboy". Werden sie später stärker grau, darf's auch ruhig mehr Farbe sein.

Frauen sollten beim „Erblonden" sehr genau darauf achten, ob diese Haarfarbe überhaut zu ihrem Hautton paßt. Dieser verändert sich im Laufe des Lebens, verliert Pigment und wird heller. Der Blond-Ton, der einer 20jährigen gut stand, steht einer 40jährigen dann garnicht mehr. Deshalb gilt: Je heller die Haut, desto wärmer sollte der Blond-Ton sein. Junge Frauen können daher ruhig kühles Aschblond tragen, weil die Haut in diesem Alter noch mehr eigene Wärme, eben mehr Pigment, hat.

Der Helligkeitsgrad von gefärbtem Blondhaar wird durch den Wasserstoff-Superoxyd-Anteil bestimmt. Er ergibt in Verbindung mit verschiedenen Farbpigmenten wie „asch, beige, gold, cendre, pale", unzählige warme und

kühle Blondtöne. Am häufigsten verlangt wird ein klares, helles „Honigblond".

Ein wenig Rassenkunde muß sein

Welche Rassen sind naturblond?

Weltweit gibt es nur drei Menschenrassen, die hellhaarig sind:

Die Fälische Rasse, die den überlebenden Teil der altsteinzeitlichen Cro-Magnon-Menschen darstellt, ist hochgewachsen, massig, breitgesichtig. Das Haar ist häufig wellig, etwas härter und widerstandsfähiger als das feine Haar der nordischen Rasse. Es ist blond mit erheblichen Anteilen rotblonder Töne.

Die Nordische Rasse ist hochgewachsen, schlank, schmalgesichtig, langköpfig. Das Haar ist von flachsblonder, gelbblonder bis goldblonder Farbe. Im Norden und Westen Deutschlands ist es ein wenig rötlich, im Osten dagegen mehr aschblond als Ausdruck der Beimischungen fälischer bzw. baltischer Rassenanteile.

Die baltische Rasse ist untersetzt, kräftig, breitgesichtig. Das Haar ist sehr kräftig, hell mit deutlich grauem oder aschblondem Unterton.

Niemand kann etwas dafür, daß er so aussieht, wie er aussieht. Es hat auch keinen Sinn, mit seinem „Schicksal" zu hadern, wenn man nicht so aussehen sollte, wie man sich das vielleicht wünscht. Besser ist es, zu sich selbst „Ja" zu sagen, Erkenntnisse zu gewinnen und diese an seine Kinder weiterzugeben.

Was sind das für Erkenntnisse, die es wert sind, an die eigenen Kinder weitergegeben zu werden?

Es sind Ratschläge zur Gattenwahl. Fangen wir mit einem deutlichen Beispiel an:

Jeder Mensch wird, wenn er ein wenig „in sich hinein lauscht", den Wunsch verspüren, sich in seinen Kindern weiter zu geben, sich in ihnen wieder zu erkennen. Wenn nun z.B. ein hellhäutiger, hellhaariger, helläugiger Mann - ein Mann aus dem genetischen Pool der nordisch/fälischen Rasse, z.B. eine Negerin heiratet, dann werden seine Kinder aufgrund der in der Natur herrschenden Erbgesetze dunkelhäutig, dunkelhaarig, dunkeläugig sein. Die Eltern werden ihre Kinder natürlich „süß" und „niedlich" finden, sie werden sie lieben und für sie sorgen - aber in stillen Stunden werden sie doch erkennen, daß sie so ganz anders sind als jeder Elternteil für sich. Nach einiger Zeit werden sie diesen Umstand bedauern, denn es wird ihnen klarwerden, daß mit ihnen selbst etwas zu Ende geht, was sie doch eigentlich in ihren Kindern erhalten und weitergeben wollten. Und nicht nur mit Äußerlichkeiten wie Hautfarbe, Haarfarbe und Augenfarbe wird das so sein, sondern auch mit der Psyche, mit dem Wesen des Menschen. Sind die Eltern intelligent, so wird ihnen das „bewußt" werden, viele andere jedoch werden diese Wahrnehmungen auf der Ebene des Unbewußten erleben. Kommen dann noch Spannungen hinzu, wie sie in jeder Ehe auftreten, dann ist es nicht mehr weit, bis die eingegangene Bindung bereut wird. Die Folgen: In Deutschland werden weit über 50% der gemischtrassigen Ehen schon nach kurzer Dauer geschieden. Muß das Leid sein, das dabei entsteht?

Es muß nicht sein und kann - nicht völlig, aber doch weitgehend - vermieden werden, wenn man einen Partner heiratet, der aus dem gleichen Gen-Pool stammt, wie man selbst. Hierbei ist die Chance, einen Partner zu finden, dessen Seele „auf der gleichen Wellenlänge" schwingt, überhaupt erst einmal gegeben. Die einzelnen Menschenrassen haben völlig verschiedene seelische Empfindungen, man nennt das „Rassenseelen". Das wird dann deutlich, wenn aus einer Ehe mit einem andersrassigen Partner nun Kinder entstanden sind.

Vor einigen Jahren strahlte der Bayerische Rundfunk eine Fernsehsendung aus, in der „Besatzungskinder" vorgestellt wurden, die aus Ehen deutscher Mädchen mit farbigen US-Soldaten hervorgegangen waren. Der Reporter vergaß einen Augenblick die hierzulande herrschende „Political Correctness" – die übelste Meinungsdiktatur, die weltweit durchzusetzen versucht wird – und fragte ein farbiges Besatzungskind, ob es sich von seinem seelischen Erleben her nun mehr als Weißer oder mehr als Schwarzer fühle. Der immerhin schon zwanzig Jahre zählende junge Mann brach heftig in Tränen aus und sagte, daß er zu keiner der beiden Gruppen gehöre, daß er deswegen schon Selbstmordabsichten gehabt hätte, und daß er sich innerlich völlig „zerrissen" fühle.

Der griechische Philosoph Platon hat in seiner Schrift „Politeia" (Vom Staat) geäußert: „Ungeregelt sich zu vermischen verträgt sich weder mit der Frömmigkeit in einer Stadt der Gesegneten, noch werden es die Götter zulassen" (Politeia 458).

Welche Ratschläge sollen wir nun unseren Kindern geben?

Ziemlich frühzeitig kann man seine Kinder darauf hinweisen, zu welchem Gen-Pool sie gehören. Blonde Kinder - um beim Thema dieses Aufsatzes zu bleiben - wird man dabei auf andere blonde Kinder verweisen, ihnen sagen, daß sie mit jenen gemeinsame Merkmale haben, und daß sie letztendlich ihre gemeinsame Abstammung auf eine Gruppe von Menschen zurückführen können, die genauso aussah, wie ihre Nachfahren heute. Man wird ihnen sagen, daß sie, falls sie selbst einmal blonde Kinder haben wollen, ganz einfach nur einen Partner sich suchen sollen, der genauso aussieht wie sie selbst. Alles andere regelt die Natur.

Warum eine Huldigung an die Blonden?

Ich selbst bin nicht blond, als kleiner Junge war ich das mal, jetzt werde ich allmählich grau. Warum habe ich diesen Artikel geschrieben? Weil ich auf etwas Grundsätzliches hinweisen möchte.

„Die Welt kann auf die Blonden nicht verzichten", sagt der Anthropologe Prof. Dr. Bloss. „Und sie wird es nicht tun, weil mit ihnen ein Stück Kulturgeschichte verschwinden würde."

Das ist so gesagt nicht ganz vollständig. Denn nicht nur ein Stück Kulturgeschichte würde verschwinden, sondern ein jahrtausendealtes Rassemerkmal, das äußerlich sichtbares Kennzeichen einer Menschenart ist, die einem großen Teil der Welt das brachte, was man überhaupt „Kultur" nennt, und die nun in einem Rassengemisch untergehen würde.

Aber noch nicht einmal darum geht es. Es geht letztlich um die wichtige Frage:

Dürfen wir heutigen Menschen etwas tun - sei es aus Unwissenheit, sei es aus Absicht - was die Vielgestaltigkeit der Natur reduziert, was zum Verschwinden ihrer Erscheinungsformen führt?

Im Bereich des Tierschutzes fällt den Menschen die Antwort darauf leicht. Sie wurde schon gegeben und ist ein entschiedenes „Nein". Viele Menschen setzen daher Geld, Energie, Arbeitskraft, ja sogar ihr Leben ein, wenn es gilt, bedrohte Tierarten wie z.B die verschiedenen Wale zu schützen und deren Arten zu erhalten. Für den Schutz der über 100 Menschenrassen auf dieser Erde wird bisher nichts getan - die AGGGG sei die Ausnahme, welche die Regel bestätigt. Dabei ist das Problem höchst einfach zu lösen. Wie?

Fragen wir am besten die Natur selbst, wie sie ihre Arten erhält. Betrachten wir zum Beispiel einen Garten. In ihm fliegen eine Vielzahl unterschiedlicher Vogelarten umher, darunter auch Blaumeisen und Kohlmeisen. Beide jagen nach derselben Beute, beide fressen das gleiche, bauen gleiche Nester, beide haben gleiche Lebensgewohnheiten, beide sehen fast gleich aus. Die Blaumeise ist allerdings etwas kleiner und trägt ein helles Käppchen, die Kohlmeise ist etwas größer und hat ein dunkles Käppchen auf dem Kopf. Beide Vogelarten sind zusammen mit den anderen ein Ausdruck der Vielgestaltigkeit der Natur.

Kohlmeisen und Blaumeisen leben zwar mehr oder minder friedlich im gleichen Gebiet, sie verpaaren sich aber niemals miteinander. Das Blaumeisen-Männchen sucht sich ein Blaumeisen-Weibchen und die Kohlmeisen tun das entsprechend. Aus diesem Grund gibt es auch wieder jedes Jahr neue Blaumeisen und Kohlmeisen. Beide Arten von Meisen sterben auf diese Weise nicht aus. Der Gen-Pool der Blaumeisen wird durch die richtige Partnerwahl in die Zukunft hinein erhalten, ebenso wie derjenige der Kohlmeisen. Blaumeisen brauchen auch keine Angst zu haben, in den Gen-Pool der Kohlmeisen hineingemanscht zu werden und umgekehrt. Das Problem „Eine Meisenart verschwindet" gibt es bei beiden nicht.

Wir Menschen hingegen haben dieses Problem in vielfältiger Art und Weise. Unsere Politiker, im allgemeinen bar jeglicher Kenntnisse von und ohne jedes Gefühl für die Vorgänge in der Natur, hören lieber auf die multikulturellen Schwätzer, auf die Rasseverderber und Integrierer von Hinz und Kunz aus aller Welt. Wir brauchen nicht darauf zu hoffen, daß sie einmal „naturgemäße" Politik machen werden.

Wir in der AG-GGG haben im Umgang mit anderen Rassen keine Probleme, denn wir sind „rassebewußt". So wie wir - im Gegensatz zu den Kirchen - keine „Mission" betreiben und nicht durch Aufdrängen einer fremden und aggressiven Religion die Kultur anderer Völker zerstören, so ermahnen wir unsere Kinder, nicht in die Gen-Pools anderer Rassen einzudringen, was die Zerstörung der anderen Rasse ebenso wie die der eigenen zur Folge hat. Andere Gen-Pools sind für uns „tabu". Da wir uns daran halten, brauchen andere Rassen vor uns auch keine Angst zu haben. Und daher können wir unbefangen und unverkrampft mit ihnen umgehen.

Eine Vermischung der einzelnen Rassen lehnen wir für uns nicht nur deswegen strikt ab, weil sie dazu führt, daß alle Rassen untergehen und ein inhomogenes Gemisch entsteht, sondern auch deswegen, weil niemand auf der Welt das Recht hat oder sich das Recht nehmen darf, auch nur eine einzige Erscheinungsform der Natur - sei es Pflanze, Tier oder Mensch - zu beseitigen. Unsere Kinder und Kindeskinder - und das gilt für die Nachkommen aller Menschen - haben hingegen das Recht, auch in Zukunft die Angehörigen der Pygmäen, Hottentotten, Kanaken, Bantus oder Massai, ebenso wie die Angehörigen der mediterranen, fälischen oder nordischen Rasse - um nur einige wenige zu nennen - kennenlernen zu können und nicht dereinst in Büchern betrachten zu müssen unter der Überschrift „Ausgestorbene Menschenrassen" oder „In der Vermischung untergegangene Rassen".

Daher geben wir an unsere Kinder – eigentlich an alle Menschen dieser Erde - die Empfehlung: „Heiratet einen Partner, der so aussieht wie ihr selbst. Nur dann wird es auch immer Menschen geben, die so aussehen wie ihr selbst. Nur so wird die naturgegebene Vielfalt der Arten erhalten bleiben. Dann wird es nicht das Problem des Aussterbens der Blonden oder irgendeiner anderen Menschenart geben."

Dr. Wielant Hopfner

Die Symbolik der 6 runischen Urlaute

Unsere urgermanische Buchstabenordnung des ODING-FUÞARK umfaßt die 6 Urlaut-/Selbstlaut- bzw. Vokalzeichen in der Folge: ᛟ ᛖ ᛇ ᛁ ᚨ ᚢ, sowie 3 x 6 = 18 Mitlaute bzw. Konsonanten. Dagegen besitzt das heute gebräuchliche, aus dem Lateinischen entlehnte ABC nur 5 Vokal-, aber 21 Konsonantenzeichen.

Man könnte die Vokale auch als Kern- oder Seelenlaute bezeichnen, denn sie stellen das Grundgerüst der Sprache dar, auf welchem aufbauend sich der gesamte Sprachleib entwickelt hat. Es handelt sich dabei um Lautungen, die anläßlich bestimmter Eindrücke und Empfindungen aus tiefster menschlicher Wesensart hervorbrechen:

Wenn uns etwas hoch und hold vorkommt, loben wir: „o!"

Wenn Ehre oder Ehrlichkeit verletzt werden, sprechen wir: „e!"

Wenn uns etwas heiter und fein erscheint, meinen wir: „e (ei)!"

Wenn uns eine fiese Spinne anwidert, schrillen wir: „i!"

Wenn wir uns am saftigen Braten laben, sagen wir: „a!"

Wenn es uns im Dunkeln gruselt, murmeln wir: „u!"

Ich halte es für nachweisbar, daß sich die Stimmungs-Charaktere dieser sechs altgermanisch-runischen Urlaute bis in unsere Tage kaum wesentlich verändert haben; wir Heutigen verspüren offensichtlich noch die gleichen oder zumindest sehr ähnlichen Gefühle beim Klang der sechs Urlaute wie unsere germanischen Vorfahren. Eine ernstzunehmende, umfassende Sprachuntersuchung mit dem Ziel, eine germanisch-indogermanische Urlaut-Wortstammlehre darzustellen, liegt bislang noch nicht vor. Es soll auch unumwunden eingeräumt werden, daß solch ein Versuch äußerst heikel ist und es schier unmöglich erscheint, Sicherheit zu gewinnen angesichts des mangelhaften uns verfügbaren Wortschatzes. Doch einstiges Urlaut-Verständnis blieb überliefert und ist erfahrbar zu machen: 1. aus der hieroglyphischen Gestalt der runischen Buchstabenzeichen, 2. aus dem Zahlenwert jeder Rune, 3. aus den traditionellen Runenbegriffen, also den Bezeichnungen für jedes Runensymbol, 4. dem Kalenderort, der Mondphase und dem jeweiligen astrologischen widderzeitalterlichen Sternbild, d.h. der Plazierung der Runen in der ODING-schen Zeitweiserordnung.[1]

– ᛟ –

Der erste Urlaut, das „o" = ᛟ galt in der Antike als Laut, mit dem die „kleine", die menschliche Seele, die „große", die göttliche Weltseele um Anhörung bzw. Hilfe anruft. Ein „o" erklingt als Ruf des Erstaunens, der Überraschung oder des Erschreckens, wenn unsere Seele durch Betroffenheit in Wallung gerät. Im Germanischen ist das „o" der Urlaut des Wortes für „goð" = „Gott". So ist es nur allzu verständlich, daß die „o"-Rune sowohl die erste Rune im ODING überhaupt und mithin der erste Selbstlaut des germanischen Buchstabensystems sein muß. Im kosmischen Jahresbeginn zur Wintersonnenwende, dem Fest der „Mütternacht", befindet sich ihr Kalen-

derplatz. Sie ist in den Schwarz- bzw. Neumond gelegt, der nach Vorstellungen des Sympathiezaubers mit dem Gewinn eigener Fülle seine vermehrende Wirkung auf alles, was über der Erde wächst, auslöst. Das dazu passende Sternbild ist der kraftstrotzende „Steinbock", das aufwärtsstrebende Klettertier. Der zugehörige Runenbegriff lautet „oðala" mit der Bedeutung „Heimaterde-Artbesitz". Aus der gottgegebenen Heimaterde erwuchs und erhält sich die gottesteilhaftige Mutterseele des Volkes, aus der jedem Einzelnen Heil und Halt zuströmen mag – so war es Gewißheit der Ahnen. Noch heute, wenn uns ein bewunderndes, frohes, hochschätzendes „o" entfährt, loben wir gefühlsmäßig richtig das Vollendete, Wohlgeratene, Großartige. Das „o" als Laut für das ethisch und ästhetisch Obere und den Beginn, vermag sich zu zeigen in Worten wie: lat. „origō" = „Ursprung, Abstammung, Herkunft"; altnord. „ōr" = „Anfang, Ursprung, Stirn"; altsächs. u. altengl. „ord" und ahd. „ort" = „-Spitze, Quelle, Anfang"; altind. „ōštha" = „Lippe".

– ᛗ –

Der zweite Urlaut ist das „e" = ᛗ, das an 6. Stelle der ODING-Runen postiert ist, also durch die „vollkommene Sechszahl" geadelt wurde. Der dazugehörende Runenbegriff heißt „ehwaz", das „Gottesroß". Sein Kalenderort befindet sich im Vollmondstand Ende Februar/Anfang März zum antiken heliakischen Aufgang des Sternenpferdes „Pegasos" und ebenso in der Festzeit des indoarischen Roßopfers. Der Hengst war den Alten ein mehrschichtiges, heiliges Sinnbild; u.a. auch für den Volkskönig bzw. das Gottesstellvertretertum auf Erden, also für die gottgegebene Weltordnung. Es scheint, als ob wir die „e"-Begriffe altind. „ēvas" = „Gang, Sitte"; altsächs. „ēo", ahd. „ēwa" = „Gesetz, Recht", für die göttlichen Regeln, ebenso dastellen dürfen wie das Personalpronomen germ. „ek" = „ich", als Begriff für das menschliche Selbst, das in diese sinnreichen Fügungen hineingestellt und eingebunden ist. Wenn wir uns ungerecht, unehrenhaft, unehrlich behandelt fühlen und dann zuweilen aus seelischem Urerinnern „e" sagen, wollen wir dann nicht an Recht und Redlichkeit gemahnen, so etwa: „eh, he – nimm dich zusammen, das ist zu wild, zu wüst, so geht es nicht!"?

– ᛇ –

Der dritte Urlaut „ë" war ein Laut zwischen e und i, dem „ei" nahestehend. Die stellvertretende Rune ᛇ trägt den Begriff „eihwaz" = „Eibe", der immergrüne Lebens-, Todes- und Weltenbaum; dieses Sinnbild wird von der Zahl 12 vielsagend ergänzt. Die 12 galt als die volle Rundzahl auch des Himmelskreises mit seinen 12 Sternbildfeldern, in welche der symbolisch gedachte Weltenbaum hineinragt. Zur 12 gelangt man aber auch über die Multiplikation 3 x 4 bzw. Feuer x Wasser (Männliches x Weibliches). Die geglückte Verbindung von Gegensätzen wird hier demonstriert; dafür wirbt auch das Sternbild „Zwilling" der „ungleichen Brüder". So ist es nicht verwunderlich, daß insbesondere der „ei"-Laut manchen Widerspruch in sich birgt. Die Eibenbaum-Chiffre nimmt im ODING-Runenkalender den Zeitraum Ende Mai, Anfang Juni ein (zum vollen Mond), in dem es noch heute Volksbrauch ist, den Maibaum als Lebensbaumgleichnis zu errichten; handelt es sich doch um die Jahresspanne, in der Sonnenlicht und Naturleben wieder voll erblüht sind, wahrlich heitere, von Dunkelheit befreite, gereinigte, heilvolle, feierliche Mondläufe, in denen Freudenrufe wie: „ei wie fein", „hei", „heißa", „juchhei" der menschlichen Brust entfahren möchten.

– ᛁ –

Der vierte Urlaut ist das „i" = ᛁ mit dem dazugehörenden Begriff „isaz" = „Eis", bei dem uns Begleitgedanken wie „kaltmachen", „eisiges Schweigen", „Eisesnot und Kältetod" in den Sinn kommen. Die Runenzahl 14 ist sicherlich mit Bedacht gewählt, denn es sind nach altem Mythos 2 x 7 = 14 unholde Geister aus Luft und Meerestiefen, welche weder Gnade noch Mitleid kennen und die Weltübel verursachen. Im Juni-Ende droht dieser Runenlaut, im Beginn der wieder abnehmenden Tageslängen. Der Jahresgott scheint einen halben Mondlauf nach Jahreshöhepunkt und -wende verwundet; das Licht geht seinen Abwärtsgang ins Wintergrab hinunter. Die dem „i" gehörende Mondgestalt ist der Vollmond, welcher – gemeinsam mit dem Sternzeichen „Krebs" – Schwund und Rückwärtsgang ankündigt. Das „i", im Zeitraum des höchsten Jahresstandes, ist auch der höchste, spitzeste Laut, der den stärksten Gegensatz zum breiten, lebenerhaltenden Atemlaut „a" bildet. Die Lippen werden zurückgezogen und liegen dicht an den Zähnen, der Luftstrom schießt zielstrebig und nachdrücklich hinaus. Es ist der einzige Laut, bei dem wir der Welt die „Zähne zeigen", ebenso wie beim Gefühl des Ekels und der Feindseligkeit. Die Stiche von des Igels Pieken oder der Biß einer Spinne können uns zu Schmerzensrufen wie „Pfui", „igitt", „fies", „so ein Biest!" veranlassen. Es scheint, daß die „i"-Rune kaum treffsicherer in die runische Begriffs-, Zahlen- und Kalenderfolge hätte eingeordnet werden können.

– ᚨ –

Der fünfte Urlaut ist das „a" = ᚨ des Runenwortes „anse / ase". Es handelt sich um den Kultnamen des germanischen Seelen- und Geistgottes Wodan/Wodin/Odin. Als Schicksalsherr einer höheren Gerechtigkeit hält er das Sternbild „Waage" über seine Zeit (aber als Totengott ragt er schon hinein in den nachfolgenden „Skorpion"-Aspekt). Er ist es, der das „Auf und Ab" der Waagschalen bestimmt. Die dazugehörige Zahl 21 mit Quersumme 3 gilt als die „Meisterzahl" und geistige Weltallzahl (3 x 7), d.h. der „vergeistigten Welt" oder der „Welt der Geister". Auf Mitte Oktober fällt dieses Sinnbild, in die Zeit der Ahnengeister- und Seelenfeste, wenn die äußeren, stofflichen Lebenskräfte abnehmen und in gleichem Maße die unsichtbaren Wirkkräfte an Macht gewinnen. Der aus engster Mundstellung entstehende spitze, feindselig anmutende „i"-Laut steht der vollmundigen „a"-Lautung am deutlichsten entgegen. Der Ase, der Atemwindgott Wodin, will die Weltbeatmung bewirken; dies vermag er nur mit der weitesten Mundöffnung des Urlautes „a". So ist das „a" als Mundaufmacher der einzige Laut, welcher befähigt ist, die Verlebendigung in Gestalt des ersten und aller weiteren menschlichen Atemzüge zu symbolisieren. Die Begriffe altind. „atman", griech. „atmós" = „Dampf, Dunst" (Atmosphäre = Dunstkreis der Erde), lat. „anima" = „Lufthauch, Atem, Seele", altsächs. „aðom", ahd. „atum" = „Seele, Hauch, Geist"; bieten sich an, in den Zusammenhang mit der Lebenshauchrune „a" und dem Asen Wodin/Odin gestellt zu werden.

– ᚢ –

Der sechste Urlaut ist das „u" = ᚢ, dem das Wort „uruz" = „Urstier" zugeordnet wurde, das alte, weithin verstandene Sinnbild der Himmelsgottheit/Naturkraft. Die Runenhieroglyphe zeigt das Stierhaupt mit nach unten gewendeten Hörnerspitzen. Was damit versinnbildlicht wird, ist das Taurobolium, das Gottesopfer im November, dem Opfer- und Todesmonat im alten Jahresverständnis. Die zugehörige Runenzahl 23, mit Quersumme 5, wurde in der Antike auch als Opferzahl begriffen. Dies Gottesopfer/Naturopfer soll ja kommendes Wachstum, frisches Gedeihen bewirken; ihm entquillt künftiger Jahressegen. Aus dem „Zu-Grunde-Gehen" entsteht das Neue, so lautet irdische Erfahrungsweisheit. In die Tiefe des Jahres ist die „u"-Rune und ihr Symbolismus gestellt – sie weist den Weg in die Wurzelbereiche des Seins, zu den Brunnen in die Urgründe der Mütternächte. So wie der „u"-Buchstabe die Mundhöhle zum Schlund verengt, in dessen Grube drun-

ten die Lautungen gemurmelt, gemurrt, gesummt, geraunt, getuschelt werden, so spielt sich im Grunde des verengten, lichtarmen Jahres das unheimliche, ungreifbare, dustere Grauen des Gottesopfers im Naturgeschehen ab. Wir erkennen, daß der dunkle Urlaut, das runische „u", in seinem Verständnis-Gesamtumfang sowohl das Unten, das „Un-" der Verneinung, das Unglückliche, Unholde, Ungeheure, das Unheil des Unterganges – aber auch die Ursache für den Umschwung und die Umlenkung zur neuen, vom Zeitkreis bedingten kosmologischen Ordnung des Runen-„o" ᛟ am Ort (= „an der Spitze"), dem Obigen, der runischen Gottes-Offenbarung, bedeutet. Und da „Rune" nichts anderes als „Geheimnis" heißt, erzeigt sich dieser „u"-vokalige Begriff selbst als das heilige Geheimnis aus den Urtiefen der Zeit. Und noch der erst aus dem späten Hochmittelalter auf uns gekommene heidnische Mythos der Runen(er)findung durch den germanischen Geist-Seelengott Odin/Wodan führt ein ur- und „u"-runisches Geschehen vor unser geistiges Auge. In den Edda-Strophen von der Selbstopferung Odins (Hàvamàl 130, 139, 141) werden der Gottheit selbst die hochberühmten Worte in den Mund gelegt:

Ich weiß, daß ich hing am
himmlischen Baum[2]
neun ganze Nächte,
gerverwundet und dem Odin geschenkt,
ich selbst mir selbst,
am Weltenbaum, von dem keiner weiß,
aus welchen Wurzeln er wurde.

Nicht Brot beglückte mich,
auch kein Trinkhorn,
nieder spähte ich,
nahm auf die Runen,
nahm sie schreiend,
rückwärts fiel ich von dort.

Trost und Kenntnisreichtum
gewann mein Dasein,
auch Wachstum und
wohlgeratene Ordnung,
Wort mich von Wort zu Wort wies,
Werk mich von Werk zu Werk wies.

Dazu schreibt denn auch ein bedeutender Kenner: „Odin, der göttliche Myste einer Initiation, erlebte seinen ‚Tod' und seine ‚Wiedergeburt' zugleich als makrokosmisches Sterben und Werden, dessen sichtbare Gestalt der veränderliche Mond ist."[1] Der „u"-Runenlaut ᚢ des Gottesopfers steht in einer Schwarzmondphase des November. Am Sternenhimmel droht der Todesstachel des erstarkten „Skorpion". Die zeitweisenden Gestirne, Sonne und Mond, befinden sich also im kraftlosen Grunde ihrer Lichtmacht, aus der im Fortschreiten nur wieder ein Wachsen und Gedeihen zu erhoffen ist. Wodan-Odins Gotteswesenheit spiegelte sich gemäß den altgermanischen naturreligiös-begrifflichen Anschauungen sicherlich nicht nur in den beiden großen Himmelslichtern, vielmehr wurde sie als Wirkkraft verstanden, welche unsichtbar hinter der Gesamtheit der Erscheinungswelten pulsiert. Wir erkennen, wie eng die Selbstlautfolge im Buchstabensystem des ODING-FUÞARK mit dem germanischen Jahresgott-Mythos vom „Vergehen und Wiedererstehen" verwoben ist. Der verwundete Gott schaut hinunter aus seiner Weltenbaumhöhe und sucht bei den Wurzeln des Seins die Runen, die Ur-Ideenmuster der Urschöpfung, welche den Bausteinen gleich sind, die für jede neue Jahreserschaffung gesucht und genutzt werden müssen. Von „Wort zu Wort" seiner Gedankenfolge findet der göttliche Baumeister zum „Werk um Werk" seiner schöpferischen Tatenfolge. Über das Opfer der „Selbsterniedrigung", dem Eingehen in die stoffliche Welt, schafft Wodan-Odin die neuen Strukturen materieller Dinge. Nach Aufnahme der Plangedanken – der Runen – „fällt" er in die Schöpfung, sich selbst Schlinge für Schlinge einknüpfend. So muß die folgende und wiederum erste Urlaut-Rune der Welt- und Jahreswerdung ein Schlingenzeichen sein: ᛟ.

Als wesentlichstes Ergebnis meiner Untersuchung erscheint jener Erkenntnisgewinn, daß die 6 Urlaute gerade so wie ein zusammengehörendes einheitliches „Kerngehäuse" dieselbe jahresmythologische Aussage abgeben wie die gesamte große geistige „Runenfrucht" von 24 Zeichen (mit Quersumme 6). Die 6 Urlaute sind so über den Jahreskreis hingeordnet, daß ihr lautlich-mythischer Charakter mit der Zeitspanne, die sie vertreten, bestens harmoniert: Der 1. Urlaut ᛟ „o" im natürlichen Jahresbeginn der Wintersonnenwende; der 2. Urlaut ᛗ „e" im Frühlingsbeginn (Anfang der Wachstumsphase); der 3. Urlaut ᛇ „ë" im Lichthöhepunkt, einen halben Mondlauf vor der Sommersonnenwende (Lichtabstiegsbeginn); der 4. Urlaut ᛁ „i" im Lichthöhepunkt, einen halben Mondlauf nach der Sommersonnenwende (Lichtabstiegsbeginn); der 5. Urlaut ᚨ „a" im Jahresbereich der Ahnenseelenfeste; der 6. Urlaut ᚢ „u" im Beginn des tiefsten Sonnenstandes, also des kleinsten Sonnenlaufbogens.

So unglaublich diese stimmigen Urlaut-Einfügungen in die runische Buchstaben- und Kalenderreihe auch sein mögen, durch einen „Meister-Zufall" sind sie ebensowenig zu erklären wie die Gesetzmäßigkeit , daß die hellen Laute „e", „ë", „i" auf Vollmonden zu liegen kommen und die drei dunklen „a", „u", „o" auf Dunkelmondzeiten. Meines Erachtens wurde mit vorstehender Zusammenschau ein weiterer Beweis erbracht für die ODINGsche Erkenntnistherorie, die altgermanische Runenreihe als ein planvolles mythisch-kosmologisches und letztlich kosmotheistisches Netzwerk zu begreifen. Der gleichlautende Anspruch wird auch von Erklärern anderer Buchstabensysteme erhoben, doch fällt es denen schwer, auch nur annähernd eine derart vollkommene innere Geschlossenheit des Aufbaus nachzuweisen, wie es das germanische ODING-FUÞARK offenbart.

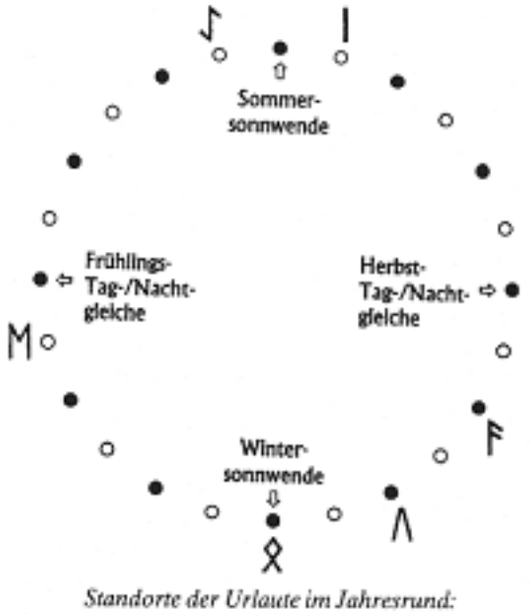
Gerhard Heß

Anmerkungen

1 Gerhard Heß, ODING-Wizzod – Gottesgesetz und Botschaft der Runen, Mü. 1993.

2 an. „vindgameiði" = „dem Winde ausgesetzter Baum"; sinnvoller: an. „meiðr" = Weltenbaum und an. „vind" = „Wind, Sturm", aber auch in Zusammensetzungen „Himmel". Deshalb „vindmeiði" = Himmelsbaum (!); „vindgameiði" = „himmlischer Baum"(?).

3 Heinz Klingenberg, Festschrift Siegfried Gutenbrunner zum 65. Geburtstag, Heidelberg 1972, S. 135.



Standorte der Urlaute im Jahresrund:
Vereinfachtes (idealisiertes) Schema des urgermanischen Sonnen-Mondjahres mit den 12 Mondläufen bzw. 24 Schwarz- und Vollmondstellungen innerhalb eines Sonnenlaufes

Die schwarzen Kassen – wo steckt der Reichtum der Kirchen?

Nachlassendes Wirtschaftswachstum, hohe Arbeitslosenzahlen, geringeres Aufkommen an Einkommensteuer hierzulande schaden auch der Kirche, ihre Einnahmen gehen zurück – denkt Otto Normalverbraucher; aber er irrt sich. Die katholischen Bischöfe z. B. haben rechtzeitig vorgesorgt, sogar für den Fall, daß der allmählich heidnischer werdende Staat die Kirchensteuer in Zukunft nicht mehr einzieht. Ja, man denkt bereits darüber nach, wie es dereinst sein wird, wenn die Kirchensteuer überhaupt ganz wegfallen sollte. Man gibt sich gelassen und das zurecht: „Der Wegfall der Kirchensteuer in ihrer bisherigen Form würde nicht schrecken", sagt Johannes Dyba, Erzbischof von Fulda. Und der Presserat im Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Rudolf Hammerschmidt, gibt noch eins drauf und verkündet stolz: „Die Kirche in Deutschland wird auch ohne Kirchensteuer überleben bis ans Ende der Welt". Kein Kunststück, wenn man seine Religion auf die Dummheit der Menschen gegründet hat, worauf die Kirchenväter uns ausdrücklich aufmerksam machen.

Wie also haben sie denn vorgesorgt, um im Fall der Fälle – gewissermaßen auf alle Fälle – weiterhin extrem reich bleiben zu können? Wie reich sind sie eigentlich? Und wo liegt ihr Geld – besser gesagt unser Geld?

Fangen wir etwas weiter vorn an:

Seine Herrlichkeit Paul Marcinkus, Jahrgang 1922, ist ein Mann von Welt. Er spielte gern Tennis, rauchte dicke Havannas, pflegte den Small talk und reiste vornehmlich im weißen Anzug, wenn dienstliche Pflichten ihn nicht in die schwarze Soutane zwangen. Der sportliche Amerikaner ist Erzbischof. Seine Karriere endete am 18.6.1982. Heute ist er ein kleiner Vikar in der amerikanischen Provinz, strafversetzt, um der Verurteilung in Italien als Bankrotteur Gottes zu entgehen.

Bis zu dem erwähnten Datum saß er im Aufsichtsrat der über 80 Jahre alten, katholischen Traditionsbank „Banco Ambrosiano", einer der erfolgreichsten italienischen Geschäftsbanken, bei der die katholische Kirche einen Großteil ihres Geldes bis damals hinterlegte. Ihr Direktor war Roberto Calvi, der gern mit der Mafia zusammenarbeitete. Das bekam seiner Gesundheit nicht, denn an dem oben genannten Tag wurde er von der Mafia unter der Londoner Dominikanerbrücke erhängt.

Im Auftrag des Vatikan sollte Erzbischof Marcinkus drei Aufgaben erledigen: Er sollte die vatikanischen Finanzen sanieren sowie die Geldgeschäfte des Vatikans aus dem Gerede der Gläubigen bringen und dann noch die polnische Gewerkschaft „Solidarnosc" mit Geld versorgen. Aber Erzbischof Marcinkus versagte. Die italienischen Aktien und Schatzbriefe, in die investiert worden war, fuhren erhebliche Kursverluste ein, Beteiligungen an Pestizidherstellern und Verhütungsmittel-Produzenten gelangten in die Presse und verunsicherten die „Herde" der Gläubigen. Anonyme Anlagen im Ausland, getätigt von der Banco Ambrosiano, wurden liquidiert, als die Bank kurz nach dem Tod ihres Direktors Roberto Calvi unter der Londoner Dominikanerbrücke wegen betrügerischen Bankrotts geschlossen wurde. Mehrere tausend Kleinaktionäre und 120 Banken wurden in den betrügerischen Bankrott von Roberto Calvis katholischer Traditionsbank „Banco Ambrosiano" hineingezogen. Erzbischof Marcinkus floh nach Amerika. Ein Erzbischof auf der Anklagebank – das hätte für den Vatikan nicht gut ausgesehen. Für 1,8 Milliarden Mark sollte der Vatikan nun geradestehen. Bei einem Treffen der Gläubiger mit den Vertretern des Vatikans am 25.5.1984 in Genf, erkannte der Vatikan seine Verantwortung zwar grundsätzlich an, handelte aber die Summe auf 400 Millionen Mark herunter.

Und jetzt darf geraten werden, wer diese 400 Millionen Mark bezahlen sollte??? Richtig geraten! Die dummen Deutschen sollten die Summe bezahlen. Und zahlten sie??? Richtig geraten! Sie zahlten prompt und schnell. Hermann Josef Abs, Bankier der Deutschen Bank, „schob das Geld auf die Schnelle nach Rom", wie es ein Bonner Kirchenmann ausdrückte. Und woher hatte er das Geld, 400 Millionen sind ja keine Kleinigkeit?

Dieser Frage ist ein Mann namens Josef Funk, 66, nachgegangen, der jahrelang Mitglied des Diözesanrates der deutschen Bischöfe war, der eigentlichen Kirchensteuerverwaltung. Josef Funk ist Schwabe, und Schwaben werden bei uns in Bayern gelegentlich als Schotten bezeichnet, „die man wegen Geizes des Landes verwiesen hat". Der Lehrer aus dem schwäbischen Ravensbrück durchforstete die Haushalte der Bischöfe und Bischöflichen Stühle und entdeckte die „Schwarzen Kassen". Was ist das?

Man muß wissen: Ein Bistum hat nicht, wie jeder normale Betrieb, nur einen Haushalt. Ein Bistum hat drei (!) Haushalte. Diese sind erstens der „ordentliche", überwiegend aus Kirchensteuern finanzierte Haushalt. Er wird von einem Kirchensteuergremium geprüft, das auch ordentlich arbeitet, in dem aber der Bischof das letzte Wort hat. Dieser Haushalt wird veröffentlicht und ist transparent. Ihn zeigt die Kirche gerne vor, wenn es aufmüpfigen „Schafen" einfallen sollte, nach ihrem Geld zu fragen.

Das Bistum hat noch einen zweiten Haushalt, den der „Direktzahlungen". Je nach Bundesland und Konkordat bezahlt der Staat direkt die christlichen Prälaten und Theologieprofessoren, Pfarrer und andere Kirchen-Bedienstete. Außerdem übernimmt er eine Vielzahl von Lasten wie Gebäudeunterhalte, Wasser-, Strom und Versicherungskosten für die Pfarrhäuser. Dieser Haushalt wird von den Kirchen freiwillig niemals erwähnt, es sei denn, man hat sie in die Enge getrieben.

Der dritte Haushalt ist der des Bischöflichen Stuhls. Er ist der absolut verschwiegene Haushalt, denn er verbirgt den eigentlichen, immensen Reichtum der Kirche. Nur der Bischof und drei (!) seiner engsten Mitarbeiter kennen ihn. Hier sind die Beteiligungen an Firmen und Verlagen, Aktienpaketen, Anlagevermögen und privatwirtschaftlichen Unternehmungen untergebracht. Der Bischof ist niemandem (!) Rechenschaft schuldig. Natürlich auch nicht dem Finanzamt, das hier etliche Milliarden allein an Kapitalertragssteuer holen könnte. Die Gelder liegen bei der kircheneigenen „Pax-Bank" sowie auf der „Bank von Liechtenstein", auf diskreten Privatbanken, in Fonds und Beteiligungen, in Immobilien und Aktien. Dieses Vermögen erwirtschaftet höchst ansehnliche Gewinne, und der Kölner Generalvikar Norbert Foldhoff kennt da

keine Scheu, wenn es um Gewinne geht: „Ethische Gesichtspunkte bei Investitionen sind abzulehnen. Geld ist Macht. Sollte es jemand leugnen, müßte man prüfen, ob er wegen mangelnder Eignung oder wegen Heuchelei zu entlassen ist". So lieben wir es, das ist die richtige Einstellung! Und weiter geht es: „Die Bischöfe brauchen weder die Kirchensteuer noch die Gläubigen. Ihr Geld reicht aus, um auch so weiterzumachen." Na also, es geht doch auch ohne Gläubige. Was jammert ihr denn immer über leere Kirchenbänke? Hauptsache ist doch, daß die Kirchenbanken voll sind!

Der Schwabe Funk – Sie erinnern sich, dieser verkappte Schotte – fand noch mehr heraus, als er den Diözesanhaushalt der Diözese Rottenburg-Stuttgart untersuchte. So verschwanden vom 31.12.1972 auf den 1.1.1973, innerhalb von wenigen Stunden, glatte 42 Millionen DM aus dem Haushalt. Das war kein Buchungsfehler, nur eine „Umbuchung" in den Fonds des Bischofs, über den dieser keine Rechenschaft geben muß. Zwanzig Jahre lang sammelte Funk nun Belege für die „Schwarzen Kassen", die im offiziellen Diözesanhaushalt mit keinem Wort erwähnt werden. Erstaunliches ist festzustellen: Da wird ein neuer Wagen für den Bischof gekauft. Nicht etwa aus Kirchensteuermitteln, nein aus den von allen Steuerzahlern – auch den aus der Kirche ausgetretenen – aufzubringenden „Direktzahlungen" des Staates. Das ist zwar nicht so schön, aber wegen einem Mercedes 600 wollen wir Heiden uns nicht weiter aufregen. Der alte Wagen, ebenfalls ein wenig gefahrenes Nobelmodell, wird verkauft. Der Erlös verschwindet stillschweigend irgendwohin. Wohin, bleibt das Geheimnis des Bischofs.

Besonders gern präsentiert uns die Kirche ihre Vorzeige-Objekte wie Altenheime, Krankenhäuser und Kindergärten. Und die Öffentlichkeit fällt glatt darauf herein, denn die Existenz dieser Einrichtungen hängt nicht von der Kirche und nicht von der Kirchensteuer ab. „Alle diese Einrichtungen werden zu 100 Prozent vom Staat und den Krankenkassen bezahlt". Krankenhäuser sind sogar oftmals eine Quelle stetiger Einnahmen für die Kirche: Die Kirchen als Träger erhalten die üblichen Pflegesatz-Tarife von den Krankenkassen. Den in diesen Häusern tätigen Ordensschwestern geben sie aber nur ein Taschengeld weiter – Kapitalismus auf die christliche Art?

Viele Einnahmen, wie Messespenden und Gebühren werden nur in den Pfarreien erfaßt. Andere gehen weiter an Hilfswerke oder in Form des „Peterspfennig", immerhin 15 Millionen DM jährlich, direkt nach Rom in die Bank des Vatikans. Diese eigentliche Vatikanbank ist, für die Öffentlichkeit unzugänglich, in einem Turm des Apostolischen Palastes untergebracht. Sie hat sich einen wirklich schönen Namen gegeben: „IOR" nennt sie sich, „Institut für die Werke der Religion". Sie war ursprünglich gegründet worden, um die Gelder der kirchlichen Organisationen und die des Papstes zu verwalten. An ein normales Bankgeschäft war nicht gedacht. Wer jedoch Zugang erhielt, konnte von hier aus ohne Kontrolle alle seine Finanzgeschäfte abwickeln.

Die Kirchen haben sich drei Finanzierungsmodelle ausgedacht. Eins für Deutschland, eins für den Rest der Welt. Warum wohl? Deutschland läßt sich am besten schröpfen, und der Kardinal Edmund Szoka, Leiter der Wirtschaftsabteilung des „Heiligen" Stuhls gibt das auch ausdrücklich zu.

In Deutschland gilt das „Kirchensteuersytem". Die Diözesen legen den Hebesatz fest, nach dem der Anteil der Kirchensteuer berechnet wird. Er liegt derzeit bei 8–9 % der Einkommensteuer. Die Kirche ist natürlich nicht an einer Senkung der Einkommensteuer interessiert, denn ist diese hoch, dann sind ihre Einnahmen ja auch hoch. Geht die Einkommensteuer herunter, sinken auch die Kirchensteuer-Einnahmen. Die staatlichen Finanzbehörden kassieren die Kirchensteuer gleich mit und behalten 0,3 Promille Bearbeitungsgebühren ein.

In Österreich gilt das „Beitragssystem". Die Kirchenmitglieder sind verpflichtet, den nach Einkommenshöhe festgelegten Beitrag zu bezahlen. Der Staat hilft nicht beim Einzug. Die Kirchen haben aber einen Rechtsanspruch auf diesen Beitrag und können diesen vor staatlichen Gerichten gegen säumige Zahler einklagen.

Im Rest der Welt gilt das „Spendensystem". Der Staat läßt Spendensammlungen der Kirchen zu, die Spenden selbst sind steuerlich absetzbar.

Das deutsche System des Kirchensteuer-Einzugs durch staatliche Behörden hat für uns germanische Heiden viel Gutes!!! Sie haben richtig gelesen: Je reicher die Kirche wird, desto deutlicher erkennen unsere Menschen die Unglaubwürdigkeit der Kirche. Christus soll angeblich auf einem Esel in Jerusalem eingezogen sein. Aus dem Gebaren der Kirchen läß sich schließen, daß er wohl besonders große Packtaschen dabei hatte. Es ist doch immer wieder erheiternd, wenn ein im Geld schwimmender Bischof die „Tugend der Armut" predigt oder zu Spenden für die vierte Welt aufruft. Und so haben denn auch die Witzemacher eine recht gute Konjunktur: Was heißt „Mercedes" auf katholisch? Antwort: Per pedes episcoporum.

Die enge Verfilzung zwischen Staat und Kirche oder einzelnen Politikern und Kirche zeigt unseren Menschen, daß es der Kirc he schon lange nicht mehr um Glauben oder Seelenheil der Gläubigen geht. Geld und Macht finden das Interesse der Kirche. Da sich Deutschland wegen des Charakters seiner Politiker besonders leicht ausplündern läßt, greift die Kirche zu. Und damit alles den Anschein von Ordnung hat, erfand sich die Kirche „Canones" (Bestimmungen), die ihren Geldhunger als etwas Legales bemänteln sollen:

Canon Nr. 1260 z.B. lautet: „Die Kirche hat das angeborene (!) Recht, von den Gläubigen zu fordern, was für die ihr eigenen Zwecke notwendig ist." Oder Canon Nr. 1254-§1: „Die katholische Kirche hat das angeborene Recht, unabhängig von der weltlichen Gewalt, Vermögen zur Verwirklichung der ihr eigenen Zwecke zu erwerben, zu benutzen, zu verwalten und zu veräußern." Wer hat ihr dieses Recht gegeben? Antwort: Niemand. Sie hat es sich einfach erfunden. Ist ja auch viel praktischer. Unsere Politiker, die sich allmählich ein anderes Volk suchen sollten, erkennen dieses „Recht" an und pressen aus unseren Menschen heraus, was nur herauszuholen ist. Und diesen Skandal immer wieder anzuprangern und einer steigenden Zahl unserer Menschen bewußt zu machen ist nur möglich, wenn die Kirchensteuer bleibt!

Die Kirche ist mit weitem Abstand der größte Arbeitgeber in Deutschland. Da mit wachsender Finanzstärke der Kirche auch die Verwaltungstätigkeit steigt, findet immerhin fast eine Million unserer Menschen in kirchlichen Einrichtungen ihr Brot. Schließlich ist es doch egal, ob die evangelische oder katholische oder eine andere Glauberei verwaltet wird, Hauptsache es sind Arbeitsplätze da.

Und ganz zuletzt denkt der Verfasser auch an die „Schreibende Zunft", der er sich selbst ein wenig zurechnet: Gäbe es nicht die Machenschaften der Kirche, hätte er nicht diesen Artikel schreiben und damit vielleicht wieder dem einen oder anderen die Augen öffnen können. Also muß die Kirchensteuer bleiben – solange, bis alle unsere Menschen aus der Kirche ausgetreten sind.

Dr. Wielant Hopfner

Glaubens- und Heimatkunde

Das Bodetal im Harz

Wer das Bodetal im Harz besucht, wird nicht nur wegen seiner landschaftlichen Schönheit überrascht sein. Es ist dies, wie Goethe schon begeistert zu berichten wußte, „Deutschlands gewaltigstes Felsental nördlich der Alpen". Wer die wunderschönen Wanderwege durch die bizarre Felsenlandschaft begeht, fühlt sich manchmal schon in die Dolomiten versetzt. Auch ein steiler Sessellift zur Roßtrappe und eine Kabinenseilbahn zum Hexentanzplatz tragen dazu bei.

Ausgangspunkt für alle Ausflüge sollte die Jugendherberge in Thale (Sachsen-Anhalt) sein – nicht nur für Jugendliche, sondern auch für ältere Gefährten. Die schön renovierte alte und sehr gepflegte Herberge liegt mitten im Naturschutzgebiet des Bodetals und unmittelbar am Fuße des Hexen-(Hagedisen-)Tanzplatzes und der Roßtrappe.

Unmittelbar neben der Jugendherberge erfreut man sich der nächsten Überraschung: Der Wanderweg zum Hexentanzplatz nennt sich „Brunhildenweg". Die Sage von Brunhilde, die mit kühnem Roßsprung über das Bodetal ihrem Verfolger, dem Ritter Bodo (nach welchem das Bodetal benannt ist), entkam, spielt hier eine ganz besondere Rolle. Der Hufabdruck ihres Pferdes ist im Felsengestein der dem Hexentanzplatz gegenübergelegenen Roßtrappe heute noch zu sehen.

Der Sage nach soll sich folgendes ereignet haben:

Die Sage von der Roßtrappe

„In seinem großen, nordischen Reiche, das von den Fluten des Meeres umspielt wurde, herrschte einst ein mächtiger König, der lud von fern und nah alle edlen Prinzen, Grafen und Herren ein in sein Land zu kommen, da er sich unter ihnen einen Eidam für seine schöne Tochter Brunhildis erwählen möchte.

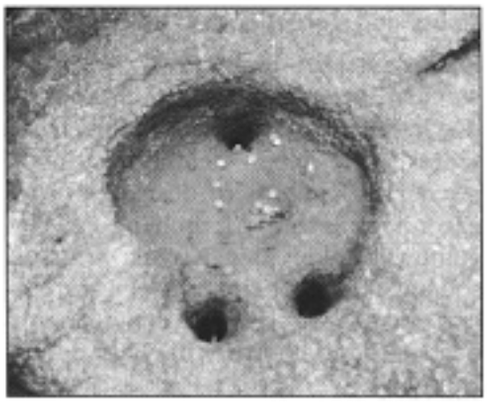
Da der Ruf von der Schönheit und Güte der Prinzessin sich weit über die Grenzen ihrer Heimat erstreckte, so kamen von allen Seiten der deutschen Lande viele edle Ritter herbei, um die minnigliche Maid zu schauen, und um sie zu werben. Auch aus dem Harzgau war ein junger Königssohn zu dem meerumschlungenen Reiche geritten, und nicht alleine seine edle, männliche Erscheinung, sein blitzendes Blauauge und sein goldenes Lockenhaar, sondern auch sein kühner Mut, sein für alles Gute und Schöne hochschlagendes Herz hatten bald Brunhildens jungfräuliche Liebe zu gewinnen gewußt. In seliger Stunde erschlossen sich ihre jungen Herzen und gelobten sich Treue bis zum Tode.

Als Brunhildens Vater sah, daß ihr Sinnen und Denken allein bei dem Erkorenen weilte, gab er ihren inbrünstigen Bitten nach und schenkte seine Einwilligung zu dem Bunde der Liebenden, obschon ihm ein reicherer und mächtigerer Eidam mehr willkommen gewesen wäre.

Das Herz voll seeliger Freude, verließ der junge Harzkönig das nordische Reich, um in den heimatlichen Bergen, auf seinem Schlosse, das sich stattlich auf steiler Felsenhöhe erhob, alles für die holde Braut zu bereiten; denn zwei Monde später wollte er sie als sein Weib und seine Königin dorthin führen. Mit vielen Tränen nahm Brunhildis Abschied von ihm. Eine trübe Ahnung beschwerte ihr junges Herz, und so oft sie sich auch sagte, daß die Trennung nur kurz und das Wiedersehen gar bald sein würde, so lag doch eine unerklärliche Angst wie ein Alp auf ihrer Seele. Ihre Besorgnis sollte leider keine vergebliche sein.

Als der Geliebte geschieden war, kam ein mächtiger Fürst Bodo, der Sohn des allgewaltigen Königs von Böhmerland, an den Hof von Brunhildens Vater. Er brachte prächtige, reiche Geschenke mit und wußte, obschon er von wilder, ungezügelter Gemütsart war, das Herz des alternden Königs zu bestricken.

Dem Gast zu Ehren wurden prächtige Feste gefeiert, und kaum hatte er die liebliche Prinzessin, voller Anmut und Holdseligkeit, erblickt, als sein heißbegehrender Sinn sie bereits zu seiner Gattin erkor. Mit Ungestüm verlangte



Die Roßtrappe: Der sagenumwobene Hufabdruck auf dem gleichnamigen Berg

er ihre Hand, die ihm auch von dem Vater, trotz allen vorangegangenen Versprechungen, zugesagt wurde.

Der eitle König, durch Bodos Macht und Reichtum geblendet, glaubte, wenn er dessen Wünsche gewährleistete, den Glanz seines Hofes und das Glück seines Kindes zu vergrößern. Wenig bedachte er, daß wahre Herzensliebe sich nicht wechseln läßt wie ein Gewand, und wenn sie echt ist, sich nimmermehr voneinander scheidet. Weder dringende Bitten, noch Vorstellungen vermochten Brunhilden dazu zu bewegen, dem fernen Geliebten die Treue zu brechen. Erst als sowohl Bodo, wie auch ihr eigener grausamer Vater mit Gewalt drohten, gab sie scheinbar nach und willigte ein, daß die Hochzeit festgesetzt wurde.

Ihr bekümmertes Gemüt hörte jedoch nicht auf, des Fernweilenden zu gedenken und zu hoffen.

Als der schreckliche Tag, an dem sie mit dem ihr aufgezwungenen und verhaßten Bräutigam für immer vereint werden sollte, herbeigekommen, bemächtigte sich der Mut der Verzweiflung ihres zagenden Herzens. Ein kühner Plan reifte in demselben.

In ihres Vaters königlichen Marstall stand ihr Lieblingsroß, ein schneeweißer Zelter, der an Größe, Schönheit und Schnelligkeit alle anderen Tiere übertraf.

Schon im glänzenden, weißwallenden Brautgewand und Schleier, die goldene Königskrone, reich mit kostbaren Edelgestein verziert, auf dem Haupte, eilte sie heimlich aus den Frauengemächern des Schlosses hinab zu dem Marstall ihres Vaters. Ein treuer Knappe, der dem jungholden Königskind von Jugend an stets zu lieb gehandelt, sattelte und zäumte das edle Tier, und noch ehe eine Menschenseele ihr Tun gewahrte, eilte sie durch die weiten Ebenen Nordlands nach dem Harzgebirge, dem Reiche des Geliebten, zu.

Lange konnte jedoch ihre Flucht aus dem väterlichen Schlosse nicht verborgen bleiben. Wutschnaufend warf sich Bodo, der sich betrogen sah, auf seinen feurigen Rappen und folgte der verräterischen Spur der Entflohenen. Immer näher und näher kam er ihr, und als Brunhildis spähend ihr schönes Haupt wendete, sah sie den schrecklichen Verfolger dicht hinter sich. Nun begann eine schaurige Jagd zwischen beiden. Wie ein gehetztes Wild flog die geängstigte Maid immer vorwärts und weiter. Mit der Schnelle des sausenden Sturmes folgte der wilde Bräutigam.

Bei dem Anblick der waldumkränzten Harzberge belebte sich ihr sinkender Mut von neuem. Kühn sprengte sie in das Gebirge hinein, durch Schluchten

und Täler, bergauf, bergab, über Steingeröll und Felsenhänge. Der zornentflammte Bodo folgte jeder ihrer Wendungen, und zitternd gewahrte sie, daß die Entfernung zwischen Zelter und Rappen kleiner und kleiner wurde.

Weder rechts noch links hatte sie bei ihrem rasenden Ritte geschaut. Jetzt erst, als plötzlich mit weitgeöffneten, schnaubenden Nüstern und wild gesträubter Mähne ihr edles Tier seinen Sturmlauf hemmt, blickt sie um sich. Schreckensbleich sieht sie sich auf steiler Felsenhöhe, die jäh und schwindend zu der schaurigen Tiefe eines breiten Felsentals abfällt.

Schroff und zackig ragen kahle, graue Klippen auf. Unten braust und tobt heulend ein reißender Bergstrom. Mit lautem Getöse wirft er Gischt und Schaum an die nackte düstere Wand.

Einen Augenblick lähmt Entsetzen Mut und Glieder. Vor sich sieht Brunhildis sicheren Tod beim Absturz in die grauenvolle Tiefe, hinter sich hört sie die aufjauchzenden Freudenrufe Bodos, der sie endlich eingeholt zu haben glaubte. Schaudernd wendet sie sich von ihm ab. Da streift ihr Blick die gegenüber liegende Bergreihe. Zinnen und Türme eines stattlichen Schlosses erheben sich darauf. In ahnungsvoller Wonne bebt ihr Herz; denn auf dem Söller glaubt ihr scharfes Auge die Gestalt des Geliebten zu erkennen.

Da raffte sie ihren letzten Mut und ihre letzte Kraft zusammen. Sie will den tollkühnen Sprung über den felsigen Abgrund wagen; vielleicht, daß sie das gegenüberliegende Ufer gewinnt. Und sollte es ihr nicht glücken, so dünkt ihr ein Leben in den Armen des Verfolgers härter als der Tod, der dem Geliebten ihre ewige Treue besiegelt.

Mit kräftigem Druck in die Weichen treibt sie ihr Tier zum Sprunge an. Tief prägt sich der Huf des edlen Rosses in die Felsplatte ein. Ein Sausen wie das des Sturmes zittert über die Tiefe, dann entringt sich ein erlösender Freudenschrei der Brust der Jungfrau; denn das Wagnis ist gelungen, die jenseitige Bergeskette erreicht.

Nur die goldene Krone war ihrem Lockenhaar entglitten, hinabgestürzt und vom rauschenden Gewässer des Wildbachs fortgerissen zum unermeßlich tiefen Schlund.

Als Bodo die weiße Lichtgestalt, gleich einem Nebelstreif über das Tal fliegen sah, packte ihn Wut und Zorn dergestalt, daß auch er den gefährlichen Sprung wagte. Die Kraft seines Rosses aber versagte dieses Mal. Mit gräßlichen Verwünschungen stürzte er hinab in das hochaufspritzende Wasser, daß seinen verstümmelten Leichnam verschlang, aber von dem Tage an nach ihm *‚Bode'* benannt wurde.

Die gerettete Brunhildis eilte dankerfüllt und glücksvoll in die Arme des Geliebten, der sie auch ohne Krone und Reich mit gleicher Liebe empfing und zu seiner Königin machte.

Auf jäh aufragender Felsspitze über dem Bodetal sieht der Wanderer die riesige Spur, welche das mutige Tier der Prinzessin bei seinem kühnen Sprunge zurückgelassen hat. Sie heißt bis auf den heutigen Tag: die Roßtrappe.

Die goldene Krone aber ruht noch immer im Bodekessel, der tiefsten Stelle des herrlichen Bergstroms, und wird von dem in einen Drachen verwandelten Bodo aufs sorgsamste bewacht. Vor Zeiten sollen einmal kühne Taucher, lüstern nach dem Besitze des güldenen Kleinods, in die Tiefe hinabgestiegen sein. Ihr Wunsch, die Krone zu heben, wurde jedoch nicht erfüllt. Aus dem Wasser aufspritzendes Blut verkündete dem atemlos am Ufer harrenden, daß die Tollkühnen von dem Untier getötet und verschlungen worden waren."

(M. Eichler, Harzsagen 10. A., Bad Harzburg, H. Waldog o.J.)

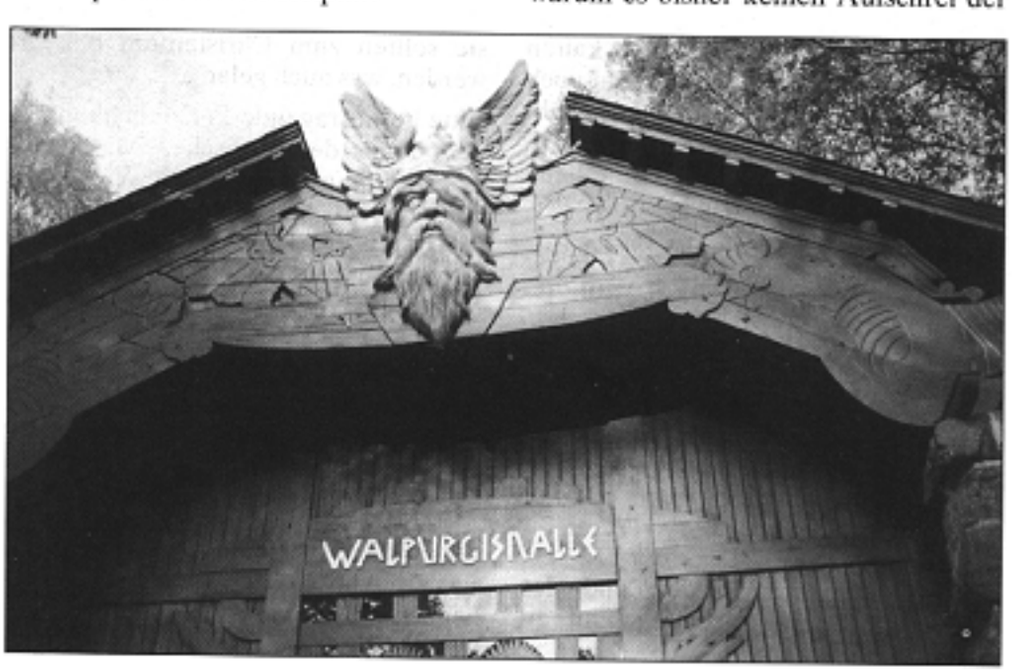
Nach etwa einstündiger Wanderung auf dem Brundhildenweg durch eine herrliche Landschaft erreicht man das Gelände des Hexentanzplatzes. Etwa 500 Meter daneben befindet sich, nachdem man die original erhalten Reste des „Sachsenwalles" – ein Schutzwall gegen die gewaltsam vorgehenden christlichen Missionierer – überquert hat, ein kleiner, 1901 errichteter Museumsbau im germanischen Baustil – die Walpurgishalle.

Am Giebel erblickt man, in Holz geschnitzt, das Haupt Wodans, umgeben von seinen mythischen Begleitern, den Raben Hugin und Munin, den Wölfen Freki und Geri, und in den Türflügeln die Köpfe des Rosses Sleipnir.

Direkt in der Vorhalle befindet sich ein großer Opferstein aus Granit mit gehöhlter Oberseite und Sonnensymbol, der 1901 vor dem „Sachsenwall" nahe dem Hang zum Steinbachtal gefunden wurde.

Nicht weniger interessant und aufschlußreich ist das Innere der Walpurgishalle: Dort wird sehr anschaulich mit einmaligen, naturgetreuen Modellen, mit Originaldokumenten und viel zeitgenössischem Bildmaterial wie alten Stichen usw., die verwerfliche Verfolgung der Heiden durch die Christen dokumentiert. Die Deutlichkeit der Darstellungen spricht für sich – und es wird immer wieder auf das verbrecherische und niemals zu entschuldigende Verhalten der Christen – und auch auf das von Karl dem „Großen" – dem Sachsenschlächter – hingewiesen.

Vom Inneren der Walpurgishalle gibt es bisher keinerlei Bilder und Werbeprospekte – was vielleicht erklären läßt, warum es bisher keinen Aufschrei der



Walpurgishalle
Kleiner Museumsbau, der 1901 nach Entwürfen des Architekten Bernard Sehring (Berlin) errichtet wurde.
Am Giebel des Hexen-Windens umgeben von seinen mythischen Begleitern, den Raben Hugin und Munin, den Wölfen Freki und Geri und in den Türflügen die Köpfe des Rosses Sleipnir.
In der Vorhalle finden wir einen Opferstein aus Granit mit gehöhlter Oberseite und einer Swastika, der 1901 vor dem "Sachsenwall" nahe dem Hang zum Steinbachtal gefunden wurde. Die Swastika als Sonnensymbol könnte auf eine Sonnenverehrung hindeuten.
Im Inneren der Walpurgishalle finden wir einen Gemäldezyklus des Historienmalers Hermann Hendrich (Berlin) zu Szenen der Walpurgisnacht aus Goethes "Faust".

Empörung seitens der Christen und anderer deutschfeindlicher Elemente gegeben hat.

Dennoch kann man an der Eintrittskasse für 3,50 DM ein sehr aufschlußreiches 40seitiges Büchlein mit dem Titel „Hexen, Teufel und Dämonen – Walpurgisnacht – Die schönsten Sagen aus dem Harz" erwerben, aus dem hier einiges zitiert werden soll:

Ewas historisches – aus grauer Vergangenheit

„Ende April – die letzten vergeblichen Zuckungen des Winters. Doch die Sonne, die schon höher gestiegen ist, vertreibt die letzten Launen der kalten Jahreszeit. Mag Regen und Wind auch peitschen, er hält den nahenden Frühling nicht auf, auch nicht die Menschen, die freudetrunken, begeistert die neue Jahreszeit – den Frühling begrüßen.

Es naht die monatswendende *Wolperts*- oder Walpurgisnacht vom 30. April zum 1. Mai.

Früher – in alten Zeiten – erstiegen die Menschen – Schäfer, Hirten, Köhler, Bauern – die höchsten Berge, um den Göttern ihrer Tage Dank zu sagen. Auf großen Opfersteinen wurde ein Blutopfer gebracht, um von den Göttern, für das kommende Jahr, eine reiche Ernte, Fruchtbarkeit der Herden und des Ackers und für eine reiche Jagdbeute zu bitten.

Mit der Verehrung der Götter verehrten sie auch die Naturgewalten, von denen die Bauern, Hirten, Schäfer und Jäger – ja alle Menschen – abhängig waren.

Die Nacht vom 30. April zum 1. Mai galt nach altem vorchristlichen Volksglauben (später als ‚Aberglauben' bezeichnet) als die Nacht der Hochzeit von *Wodan,* dem Gott der altgermanischen Stämme – Wodan das Oberhaupt der germanischen Götterwelt – mit *Freya,* der Göttin der Liebe und der Fruchtbarkeit.

Es war ein Fest des germanischen Volkes, was mit Freudenfeuern und Festen des Volkes (der heidnischen Sachsen) begangen wurde."

Weiter kann man folgendes lesen:

„... Geht man zurück auf die vielen Teufels-, Hexen- und Walpurgissagen, die im Raum des Hexentanzplatzes anzutreffen sind, dann liegt der Gedanke der Wahrheit sehr nahe, daß der Berg mit seinem Plateau, eine alte Kultstätte, ein ‚heiliger Hain' gewesen sein muß und somit auch ein Treffpunkt der Menschen der altgermanischen Stämme.

Erst als die Anhänger des neuen Glaubens die alte Lehre auszurotten und auf jede Weise verächtlich zu machen versuchten, nahm das Wort Hexen die heutige Bedeutung an. Die alten Götter wurden zu Teufeln, die Hagedisen zu Hexen erklärt.

Wirft man einen Blick in die Geschichtsforschung, so sei bewiesen, daß vom Jahre 722 n.d.Ztw. an ‚Karl der Große' (der Sachsenschlächter) die heidnischen Sachsen zu unterwerfen und zur Annahme des Christentums zu zwingen suchte. Während eines dreißigjährigen Ringens erhoben sich die Sachsen immer wieder auf's Neue gegen die Bedrücker. Gegen Ende des 7. Jahrhunderts zogen in steter Folge englische Missionare auf's Festland. Ihr erster Weg führte zu dem Stamm der Friesen, sie sollten zum Christentum bekehrt werden, was auch gelang.

Eine herausragende Persönlichkeit aus dem Kreis der englischen Missionare war *Bonifatius* (auf deutsch: Wohltuer). Sein eigentlicher Name ist Winfried. Bonifatius hat den Grund gelegt zu der Organisation der deutschen Kirche im Mittelalter, die während der nächsten Jahrhunderte ein wichtiger Träger der staatlichen Verwaltung war. Zu den Kündern der neuen Glaubenslehre zählte auch ‚*Walpurga*', eine englische Adlige, die mit ihren Brüdern Willibald und Wunibald durch deutsche Lande zog, um den christlichen Glauben zu verkünden. Nach ihrem Tode 780 wurde sie, als Äbtissin des Klosters Heidenheim bei Eichstedt, heilig gesprochen. Die Walpurgisnacht war der heiligen Walpurga geweiht und sollte ein Bindeglied vom alten zum neuen Glauben darstellen.

Die Deutschen – besonders die Stämme der Sachsen, hingen beharrlich an ihrem alten Glauben und beugten sich nur widerwillig der neuen Lehre der Christenheit.

Karl ‚der Große' setzte alle seine Truppen ein, um die widerstarrigen Sachsen in furchtbaren Kriegen zu besiegen. Er lieferte ihnen Kämpfe in der Schlacht am Saßberge bei Veckenstedt und 782 zu Verden a. d. Aller. In grausamen Schlachten und Blutgerichten zermürbte er die Kampfkraft der Sachsen und ließ sie das Teufelsgelöbnis schwören.

Das Teufelsgelöbnis

Priester:
Forsachistu Diabolae?
Entsagst du den Teufeln?

Täufling:
ec forsacho diabolae.
Ich entsage den Teufeln.

Priester:
end allum diabolgelde?
und allem Teufelsgelde (Opfer)?

Täufling:
end ec forsacho allum diabolgelde
und ich entsage allem Teufelsgelde

Priester:
end allum diaboles unercum?
und allen Teufelswerken?

Täufling:
end ec forsacho allum diaboles unercum
und ich entsage allen Teufelswerken
end unordum, Thunaer ende Unoden ende
und Worten, Donar und Wodan und
Sasenote ende allum them unholdum, the
Sasenot und allen den Unholden, die
hire genotas sint
ihre Genossen sind.

Priester:
Gelobistu in got allamechtian fader?
Glaubst du an Gott, (den) allmächtigen Vater?

Täufling:
ec gelobv in gott alamechtigan Vater.
Ich glaube an Gott, (den) allmächtigen Vater.

Priester:
Gelobistu in Christ gotes suno?
Glaubst du an Christus, Gottes Sohn?

Täufling:
ec globv in Christ gotes suna.
Ich glaube an Christus, Gottes Sohn.

Priester:
Gelobistu in Halogan gast?
Glaubst du an (den) Heiligen Geist?

Priester:
ec globv in halogan Gast.
Ich glaube an (den) Heiligen Geist.

Aus ‚Hagedisen' wurden Hexen ...

Doch immer noch lebten, im geheimen und verborgenen, der alte Götterglaube und der verbotene Kult der Sachsen fort. Die Kirche eiferte damals unablässig gegen dieses heimliche Heidentum, bis diesem Glauben ernsthaft durch die

Hexenbulle des Papstes Innozens VIII. (aus dem Jahre 1484) Einhalt geboten wurde.

Um diese Zeit begann die mehrere Jahrhunderte währende Epoche grausamster Verfolgungen von Frauen und Männern, die der Hexerei und dem Bündnis mit dem Teufel bezichtigt wurren. In der überwiegenden Mehrzahl der Fälle waren es Frauen, die in brutalste Tortur genommen wurden und nach der Folter und den Quälereien die ‚Straftaten' zugaben. Nach dem im Jahre 1489 erschienenen ‚Hexenhammer', dem Leitfaden der Hexenverfolgung, war jeder Bedrohte zum Tod auf dem Scheiterhaufen verurteilt. Dieses traurigste Kapitel der Geschichte, die Zeit des Irrwahns, verzeichnet im Gebiet des Nordharzes nicht weniger als sieben- bis achttausend Hexenprozesse, die fast ausnahmslos mit dem Urteil auf Feuertod endeten.

Es gibt Hinweise, daß in Quedlinburg noch im Jahre 1659 an einem Tage 130 Hexen den Feuertod erlitten. Bei Wolfenbüttel sollen an einem Tage mehr als 12 Hexen verbrannt worden sein, so daß man stellenweise nur verkohlte Baumstämme sah.

Auch in Wernigerode selbst suchte und fand die Hexenverfolgung ihre Opfer in nicht geringer Zahl. Belege aus Wernigerode weisen darauf hin, daß zum Beispiel in den Jahren:

> 1521 - 3 Hexen; 1523 - 2 Hexen; 1583 - 7 Hexen (darunter ein Mann, der Zauberer Hans Winter); 1597 - 5 Hexen; 1600 - 8 Hexen; 1602 - 2 Hexen; 1603 - 1 Hexe zum Tode durch den Flammentod verurteilt wurden.

Im Jahre 1540 bekennt Grete Wroistes im öffentlichen Gericht zu Wernigerode:

> ‚Die Matische und Andreas Krusen Weib seien die rechten Zauberchen. Sie pflegen in Walpurgen Nacht auf den Brocken zu fahren, setzen Siebe auf die Köpfe und haben hölzerne Büchsen in den Händen und bringen solches durch teuflische Gespenst, durch Anrufen des Teufels, zu Wege.'

Die Anzeige (Denunziation) von Nachbarsweibern und anderen Leuten war damals an der Tagesordnung und hat vielen Menschen, besonders Frauen, den Tod auf dem Scheiterhaufen gebracht. Ein paar Beispiele sollen das noch verdeutlichen:

— Im Jahre 1597 wurden zu Wernigerode drei Weiber angezeigt und auf dem Galgenberge gleichzeitig verbrannt.

— 1601 wurde hier ein Mann namens Jürgen Jordan, wegen Zauberei mit glühenden Zangen gerissen und gerädert.

— Hermann Strohmeier, bei der hohen Gerichtsbarkeit angezeigt, bekennt im Jahre 1603 ‚gütlich', er wäre alle Jahre etliche Male auf dem Brocken gewesen. Seine Bulline habe ihn auf einem schwarzen Pferde dahingeführt.

— In Derenburg hatten im Jahre 1555 – nach einem Bericht – zwei Teufel Hochzeit gehalten und das mit drei ehrlichen Weibsleut, die dann wegen ihrer Buhlschaft mit dem Satan elendiglich verbrannt wurden."

Nach diesen Ausführungen über das Unwesen des Christentums folgt eine kleine Sammlung von Harzsagen.

Liest man die erste Sage über die Entstehung des Bodekessels, so ist verständlich, warum gerade hier im Bodetal ein Gebäude zu Ehren von Wodan errichtet wurde.

Der Bodekessel ist nämlich der landschaftlich schönste und eindrucksvollste Teil des Tals. Man erreicht ihn, von der Jugendherberge aus, nach einem halbstündigen Fußmarsch, immer an der Bode entlang. Unterwegs passiert man die im historischen Harzer Holzbaustil völlig neu renovierte Gartenwirtschaft „Friedrichsruh", welche ihren Namen zu Ehren des Preußenkönigs Friedrich I. trägt (worauf auch auf einer Gedenktafel hingewiesen wird).

Nach Erreichen der Teufelsbrücke führt der felsige, schmale Wanderweg ziemlich steil bergauf. An der höchsten Stelle bietet sich dem Wanderer ein wundervoller Blick auf den Bodekessel – man bekommt göttliche Gedanken und versteht, warum dieser imposante Ausblick und diese Naturschönheit mit Wodan in Verbindung gebracht wird.

Denn der Sage nach ist der Bodekessel folgendermaßen erstanden:

Die Sage von der Enstehung des Bodekessels

I.

Als Wodan, der vornehmste Gott der Germanen, noch ein Knabe war, herrschte über die Schar der Götter, die den glühenden Erdball bewohnten, sein Vater, Hödir, der Grausame.

Dort, wo heute der Harz Herz und Augen der Touristen erfreut, stand ein gewaltiger, von blutgierigen Drachen bewachter Thron, von dem aus er die Welt regierte.

Jung Wodan, ein lustiger, mutwilliger Knabe, konnte sich nur schwer dem Zwange seines strengen Vaters fügen, dem weder Weib noch Kind heilig war.

Das Bodetal zwischen Roßtrappe (links) und Hexentanzplatz (rechts), vom Gasthaus Friedrichsruh, dem Ausgangspunkt zum Bodekessel, aus gesehen.

Es war an einem der Gerichtstage, die Hödir angesetzt, um seiner grausamen Laune freien Lauf zu lassen. Hoch oben, auf dem glühenden Sessel des güldenen Thrones, saß er selbst; ein purpurner, feuriger Mantel floß von seinen Schultern, züngelnde Schlangen umgaben statt der Haare sein Haupt, über der kühn geschwungenen Nase blitzten drei grünlich schillernde Augen, wollüstig die Opfer, die er zum Tode durch die Drachen bestimmt, betrachtend.

Tiefes Schweigen herrschte in der Versammlung der Götter, ängstlich spannend schaute jedes Auge zum Throne. Jetzt erhob sich Hödir, zitternd sanken die Götter und Göttinnen auf die Knie, — wer würde das nächste Opfer sein? — Er winkte. — Plötzlich erbebte die Erde, grollend hallte der Donner von den Felsen wider, — das Zeichen zum Beginn. — „Gotilde!" — Erstaunt trotz ihrer Furcht schauten die Götter auf, Gotilde, seine Gemahlin, was wollte er von ihr?

Und jetzt trat sie ein. Langwallendes, goldenes Haar floß von ihrem Haupte, ein purpurrotes Mündchen und zwei seelenvolle, tiefblaue Augen schmückten ihr elfenbeingleiches Antlitz, den üppigen Körper umgab ein Gewand leichter, güldener Spinnwebfäden, auf denen Tautropfen, gleich Diamanten, in tausendfachen Farben blitzten. Langsam schritt sie zum Throne, kniete nieder, berührte mit dem Munde die Füße ihres Gemahls, dann richtete sie sich auf: „Du wünschest, Gebieter?" „Du bist dem Tode verfallen, Unwürdige!" Erschrocken fuhr Gotilde zurück, doch dann ermannte sie sich: „Ich dem Tode verfallen, Hödir, du irrst, warum soll ich sterben?"

Grausam leuchteten seine Augen auf — „Du mußt sterben, Gotilde; Weram, Gordo, waltet Eures Amtes." — Blutgierig stürtzten die Drachen auf Gotilde zu. Doch nun geschah etwas unerwartetes; mit hochgeschwungenem Degen eilte Wodan den Drachen entgegen und mit seiner Kraft, die ihm niemand zugetraut, trennte er ihnen den Kopf vom Rumpfe. „So, Ihr Bestien, nun wagt es, meine Mutter zu zerreißen, und Ihr Feiglinge dort unten, die ein schwaches Weib einem Irrsinnigen —" Weiter sollte er nicht kommen. Wütend riß ihn Hödir an sich und schmetterte ihn zu den Füßen des Thrones. — „Narr, Du wagst es, Deinem Vater zu trotzen, nieder mit Dir, ewig sollst Du zur Strafe ruhelos durch die Welt eilen von Pol zu Pol, von der Erde zum Himmel, vom Himmel zur Erde, doch halt, übernimmt ein anderer Deine Strafe, so bist Du erlöst!" Von unwiderstehlicher Gewalt fühlte sich Wodan in die Luft geschleudert und war bald darauf verschwunden. Das war zuviel für die Götter; Wodan, ihren Liebling, wagte er so zu bestrafen, das sollte er büßen. Mit grausigem Geheul warfen sie sich auf Hödir, der trotz seiner tausendfachen Kraft doch unterliegen mußte. Unter dem Hammer des Donar zerschmetterte sein Körper in Atome. Noch heute findet man Stücke seiner grünlich schillernden Augen im Gestein bei Treseburg. Die Geologen nennen es Katzenaugen.

Dieses anschauliche Modell von germanischen Männern und Frauen, welche die Irminsul verehren, befindet sich im Inneren der Walpurgishalle.

Die Erde aber, die bis zu Hödirs Tode von einer glühenden Rinde, dem Feuer der Grausamkeit, umgeben war, erkaltete zusehends, und aus ihr sprossen neue Pflanzen und neues Leben.

II.

Wodan aber, der Göttersohn, wurde durch den Tod Hödirs nicht erlöst. Ruhelos brauste er durch die Lüfte, gefolgt vom Sturm, dem wilden, unbändigen Gesellen.

Vor dem gestürtzten Throne Hödirs saßen die Götter und beratschlagten, wie sie Wodan retten könnten. Keiner wußte Rat, keiner konnte Gotilde, die weinende Mutter, trösten. Sollte ihr Liebling, ihr Wodan, keine Ruhe finden? „Wasur, o Wasur, Du Freund meines Sohnes, wo bist Du, der ihn allein retten kann?" Plötzlich öffneten sich die Tore des Götterreiches und herein trat — Wasur der Ewige. „Du hast mich gerufen, Herrin, hier bin ich, Du wünschest, doch was ist hier passiert, wo ist Hödir, wo ist Wodan?" — Weinend erzählte ihm Gotilde die Schicksale ihres Gatten und ihres Sohnes und tröstend sprach Wasur: „Weine nicht, Herrin, ich werde ihn retten." Ehe ihn jemand halten konnte, warf er sich in die Luft, um nach Wodan auszuspähen, und siehe da, blitzschnell kam er herangebraust, Wasur warf sich ihm entgegen. — „Halt, Wodan, ich bringe Dir die Rettung!" Mit ungeheurer Wucht prallten sie zusammen. Wasur wurde gegen die Felswand geschleudert, welche zu jener Zeit den jetzigen Hexentanzplatz und die Roßtrappe miteinander verband, unter seinem Anprall brach sie zusammen, Wasur schlüpfte hindurch und hinter ihm her hüpften die Wellen, seine Diener. Wodan aber stürzte zur Erde, wo er von Gotilde und den Göttern jubelnd empfangen und auf den Thron des Hödir erhoben wurde.

Noch heute eilt Wasur im Bette der Bode der Saale zu, aus der Saale strömt er in die Elbe, aus der Elbe ins Meer, wird von der Sonne hinaufgezogen zum Himmel, stürzt als fruchtbarer Regen nieder zur Erde, um wieder durch das herrliche Bodetal zu eilen. Dort aber, wo die Felswand durch den Anprall Wasurs niedergerissen worden ist, befindet sich heute der — Bodekessel.

*

Es lohnt sich also, einen Kurzurlaub oder seine Ferien im Bodetal zu verbringen, denn fast nirgendwo anders in Deutschland wird so sehr auf unsere heidnische Kultur und Religion verwiesen wie hier. Der Hexentanzplatz und die Roßtrappe waren nicht umsonst auch in den 30er Jahren als Kultstätte bekannt. So wurden hier in dieser Zeit zum Gedenken an unsere heidnischen Vorfahren regelmäßig die Maifeiern abgehalten.

Jürgen Mosler

Unseren jungen Gefährten

Syn, Sinthgunt und Lofn

Syn (altnord., „Verweigerung") heißt bei Snorri (Gylf. 34) und in den Thulur eine Göttin, die laut Snorri als Bewacherin der Türen gilt. Möglicherweise galt sie auch als Schützerin der Beklagten im Prozeß. Als nicht näher bezeichnete mythologische Gestalt kommt Syn auch in der Skaldendichtung in Kenningar für „Frau" vor; Syn zählt also zu den weiblichen Schutzgottheiten, die hier in der heidnischen Spätzeit mit Namen genannt werden, sonst aber kumulativ als Disen bezeichnet werden.

Soweit Syn im Zusammenhang mit der Sonne genannt wird, dürfte dies dort wohl auch nur ihre weibliche Eigenschaft „Frau" bedeuten, sofern man Syn nicht als nordische Entsprechung von Sinthgunt sehen will.

Sinthgunt (in der Handschrift: Sinhtgunt) ist der Name einer Göttin, die nur im Zweiten Merseburger Zauberspruch genannt wird, und hier als Schwester der Sunna bezeichnet wird.

Die Bedeutung dieser Göttin ist unbekannt, und selbst ihr Name ist bis heute ungeklärt: bleibt man bei der handschriftlichen Form Sinhtgunt, so kann man auf „die Nacht-Gehende", d. h. den Mond, kommen (Brate, Ström), andere Deutungen (mit der Lesung als Sinthgunt) ergaben „die zum Kampf Ausziehende" (Gering) oder „Himmelskörper, Stern" (Grimm). Die Erklärung als „Mond" (weil sie im Zauberspruch als Begleiterin der Sonne vorkommt), wirkt unwahrscheinlich, da die Germanen den Mond sonst als männliches Wesen auffaßten (Máni), und Schröders Deutung als „allnächtlich Wandelnder", d. h. als Mondgott, steht in Widerspruch zur Aussage „Schwester Sunnas" im Zauberspruch. Die Etymologie ist also noch immer nicht befriedigend geklärt, und an ihr hängt die sonstige Deutung der Göttin.

Lofn (altnord., „die Tröstliche, Milde") heißt eine Göttin, die Snorri (Gylf. 34) unter den Asinnen anführt, und von der er sagt: „Lofn ist so mild und gütig anzurufen, daß sie vom Allvater (= Odin) und von Frigg die Erlaubnis bekam, auch diese Frauen und Männer zusammenzubringen, für die vorher die Heirat verboten war. Von ihrem Namen kommt der Ausdruck „Erlaubnis" (lof) und ebenso, daß sie von den Menschen sehr ‚gelobt' wird."

Hier verbindet der Gelehrte Snorri einige Etymologien mit dem ihm aus Kenningar bekannten mythologischen Frauennamen Lofn zu einer kurzen mythischen Geschichte; als Göttin findet sich Lofn sonst nur in den Thulur.

Unseren jüngsten Gefährten

Gudrun

Ich saß am Schreibtisch und schrieb; verhalf somit einem Buchstaben nach dem andern ins Dasein. Jedes Schriftzeichen hat eine Sonderexistenz, erhält aber erst in Verbindung mit anderen seine besondere Note. Dem Menschen geht es nicht anders. Erst in der Gemeinschaft mit anderen erhält er seinen Sinn und seine Aufgabe. „Wechselwirkung", befand ich bei mir und tauchte die Schnauze der Feder ins Tintenfaß. Sie soff lüstern und lautlos – wie Bienen Honig saugen –. „Möglich", sagte ich mir, „daß sich die Feder einbildet, *sie* erzeuge alle die Buchstaben und gäbe ihnen ihren Sinn, ja, daß sie womöglich glaubt, wenn ich sie in die Tinte tauche, folge sie ihrem eigenen Triebe, um aus dem schwarzen Born Weisheit und Wissen zu trinken."

Ein Peitschenknall sauste an der Peripherie meines Gedankenkreises vorbei. Fuhrmannsfluch und Pferdegetrappel wurden im Nebenbewußtsein aufgefangen, indessen doch ich meinen Generalgedanken weiterspann und nur das Nebengeräusch mit einem „ein Lümmel, der sein Pferd quält", quittierte.

„Öh, Öhh, – verdammtes Biest!" eine Peitsche knallte und klatschte. Hart und heftig zertrampelten eisenbeschlagene Hufe das Pflaster.

„Schinderhannes!"

Da schrie befehlend und schrill eine kleine Mädchenstimme auf:

„Lassen Sie das Pferd in Ruh!"

„Das ist Gudruns Stimme", fuhr ich auf. Sofort ist mir die Sachlage gegenwärtig. „Haut der Rohling der Kleinen eins mit der Peitsche über, dann soll er mich kennen lernen!" Damit riß ich das Fenster auf.

Jawohl, da stand mein kleines Mädel am Straßenrand – hochaufgerichtet – die kleinen Fäuste geballt und blitzte den Fuhrmann an. Zugleich aber sah ich auch den Tierquäler das Kind überschielen, als könne er das Licht nicht vertragen, den Kopf abwenden, ausspucken – und um dann, wie unter einem Zwange, das gepeinigte Tier am Zügel zu fassen – hörte ihn brav „Hüh Hans!" sagen und sah ihn nunmehr den Gaul mit dem Gefährt die ansteigende Straße hinaufziehen.

Ein siebenjähriges Mädel hatte die Bestie im Menschen gebändigt.

Das eben ist es: Es ist beileibe kein Kunststück, wenn ein Kraftmensch einem Schwächling „eine runter haut" – selbst dann nicht, wenn der sattsam bekannte große Haufen bewundernd dabei steht. Aber es ist schon Tugend und Tapferkeit zugleich, wenn ein Kind, dem kein starker Arm zu Gebote steht, dem Unholden zu wehren sucht – lediglich kraft seines furchtlosen Gewissens und seines impulsiven Willens zum Guten.

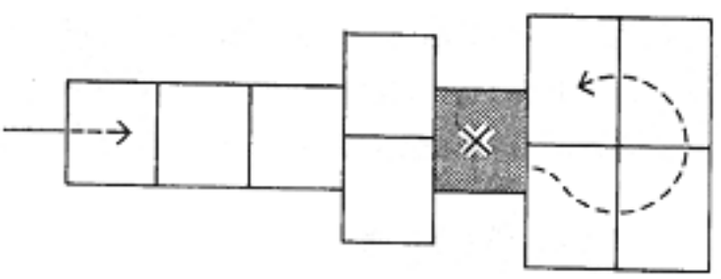
Ludwig Fahrenkrog

Alte Spiele: Hinkepott

Hinkepott mit dem Hexenhaus

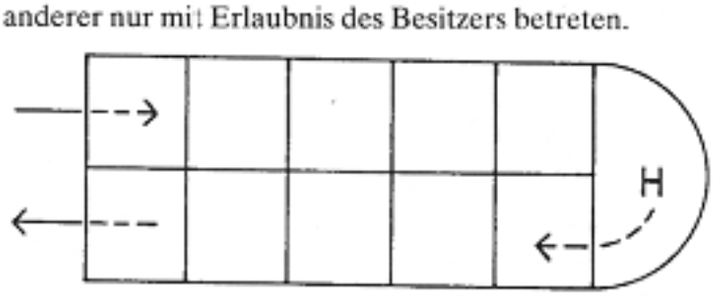
Es können sich mehrere Kinder am Spiel beteiligen. Jeder Mitspieler muß einen kleinen Stein oder ein Stück Glas haben. In die ersten drei Quadrate muß der Spieler auf einem Bein hüpfen. Vom dritten Quadrat an muß er dann gleichzeitig ins vierte und fünfte Quadrat hüpfen. Wo ein Stein liegt, darf er nicht eintreten. Erst auf dem Rückweg darf er den Stein aufnehmen und mitnehmen. Berührt er aber einen Feldrand oder tritt er über, dann scheidet er aus. Ist ein Spieler erfolgreich durch, dann darf er sich ein Haus wünschen, indem er den Quadraten den Rücken zudreht und seinen Stein nach hinten rüber auf die Quadrate wirft. Dreimal darf er werfen. Das Quadrat, wo sein Stein liegen bleibt, ist sein Haus. Wer die meisten Häuser hat, ist der Sieger. Das Hexenhaus muß grundsätzlich übersprungen werden.

(Hexenhaus = X)



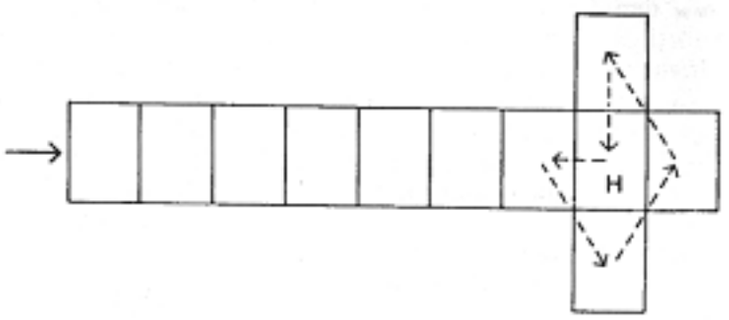
Hinkepott ins Haus

Bei diesem Spiel müssen die Quadrate mehrmals durchgangen werden, um ein Haus zu bekommen. Ein Haus ist ein Quadrat, das dann kein anderer betreten darf, also überwegspringen muß. Man hüpft auf dem linken, dann auf dem rechten und dann auf beiden Füßen. Dann mit beiden Füßen gekreuzt, dann den Stein auf dem rechten, dann auf dem linken Fuß. Dann auf dem rechten, dann auf dem linken Zeigefinger. Dann auf dem Kopf und dann mit verbundenen Augen. Im — H — (Himmel) darf man absetzen und ruhen. Auch darf man hier die Binde von den Augen nehmen, um zu sehen, wo ein Stein liegt. Das Feld hat man zu übergehen. Ein Stein liegt da, wo ein Vorgänger übergetreten oder vorbeigetreten hat. Hier legt er den Stein in das Feld. Ist man siegreich durchgekommen, darf man sich ein Quadrat als Haus aussuchen. Dieses darf ein anderer nur mit Erlaubnis des Besitzers betreten.



Hinkepott von Fach zu Fach

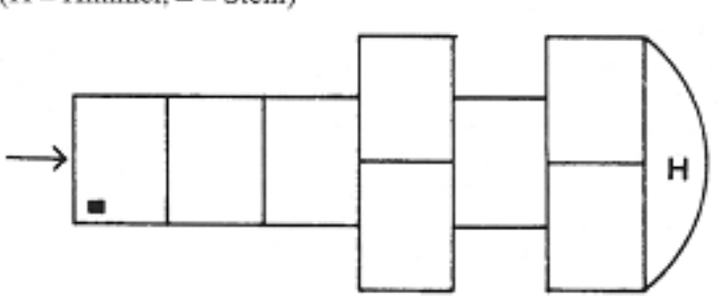
Man nimmt einen Stein in die Hand und muß nun von Fach zu Fach hüpfen. Im Himmel (H) darf man ausruhen. Erst hüpft man auf dem linken, dann auf dem rechten Fuß. Dann auf beiden Füßen, dann mit den Beinen über Kreuz, dann den Stein auf dem rechten Fuß, dann auf dem linken Fuß, dann auf dem rechten Zeigefinger, linken Zeigefinger, auf dem Kopf und dann dasselbe mit verbundenen Augen (blind). Man darf nur einen Fuß in jedes Quadrat setzen. Tritt man auf eine Linie oder außerhalb des Feldes, scheidet man aus. An der Stelle legt man den Stein ab als Zeichen, wie weit man gekommen ist. Wer am weitesten kommt, ist Sieger.



Hinkepott-Turm

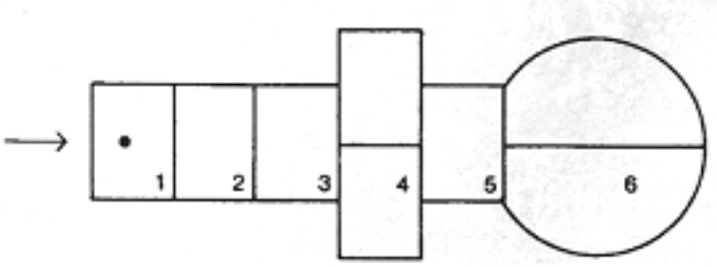
Das Kind wirft einen Stein in das erste Quadrat, hinkt dann darüber hinweg in das zweite Quadrat. Im doppelten Quadrat setzt man in jedem einen Fuß auf. Im Himmel ruht man sich aus. Dann geht es zurück. Im Quadrat vor dem Stein bleibt man stehen und nimmt den Stein auf. Tritt man auf einen Strich, scheidet man aus. Nun wirft man den Stein in das nächste Quadrat und hinkt jetzt wieder los auf dem anderen Bein oder auf beiden Füßen.

(H = Himmel, ■ = Stein)



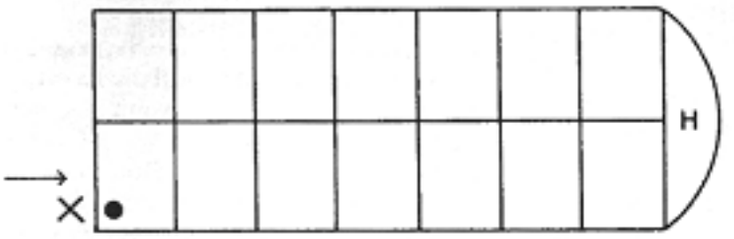
Hinkepott mit einem Stein

Man wirft einen Stein in das erste Feld des Hinkepotts. Man überspringt dieses Feld und tritt mit einem Bein in Feld 2 auf, ins dritte Feld ebenfalls. Ins vierte und sechste springt man mit beiden Beinen. Mit dem linken in das linke Feld, mit dem rechten in das rechte Feld. Im letzten Feld muß man sich im Sprung umdrehen. Wer auf einen Strich tritt, ist raus. Beim nächsten Spiel kommt der Stein in Feld 2 — dann in Feld 3. Man muß also Feld 1, Feld 1 und 2 und Feld 1 — 3 überspringen.



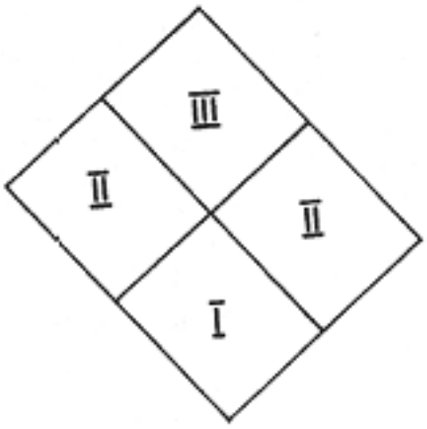
Hinkepott für kleine Kinder

Ins erste Quadrat wirft man den Stein, hinkt auf einem Bein darüber hinweg bis in den Himmel. Hier darf man auf beiden Beinen ruhen. Von dort hinkt man die zweite Reihe wieder herunter bis in das letzte Quadrat. Von dort nimmt man den Stein von gegenüber und hinkt raus. Wer übertritt usw., scheidet aus. (H = Himmel, X = Spieler, ● = Stein)



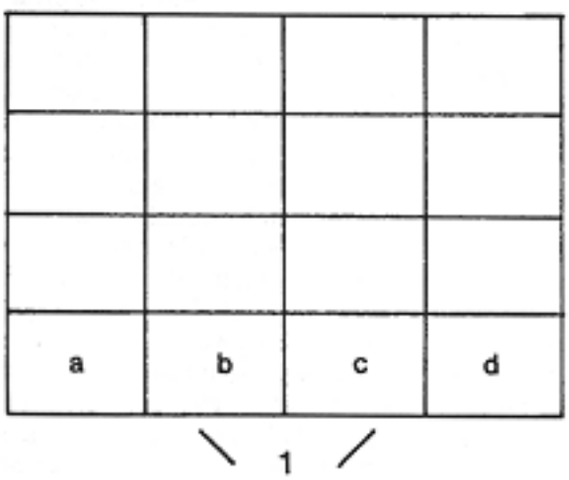
Hinkepott im Viererfeld

Zunächst wird ein Feld gezeichnet (siehe Zeichnung). Dann springt man mit beiden Füßen in das erste Viereck, dann mit einem Fuß in die beiden nächsten Vierecke, dann wieder mit beiden Füßen in das obere Viereck und zurück. Dasselbe kann man dann mit den Beinen über Kreuz versuchen oder auf einem Bein mit geschlossenen Augen.



Hinkepott vor und zurück

Man springt in die mittelsten Felder der unteren Reihe (1). Von dort nach links, so daß man jetzt mit dem rechten Fuß in b ist. Dann springt man zurück zu b–c und weiter nach rechts, bis man mit dem rechten Fuß in d und mit dem linken Fuß in c ist. Man springt wieder zurück nach b–c und dann rückwärts aus dem Hinkepott. – Jetzt muß die erste Reihe überschlagen werden. Man springt in die beiden mittelsten Felder der zweiten Reihe und dasselbe erfolgt wie vorher. Ist man auch in der vierten Reihe gewesen, beginnt man von vorne. Nun aber mit gekreuzten Beinen.

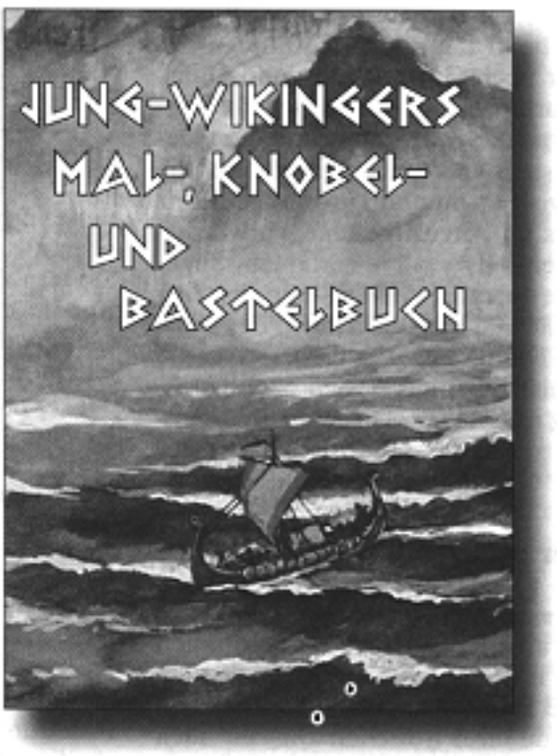


Heidenspaß

Randverfügung auf dem Urteil gegen einen katholischen Soldaten, der einen Opferstock beraubt und sich vor Gericht mit der Behauptung verteidigt hatte, die heilige Jungfrau habe ihm das Geld geschenkt: „Der vorgebliche Übeltäter wird von der Strafe losgesprochen, da er zumal den Diebstahl zu leugnen beharrt und nach der Erklärung der Theologen seiner Kirche das gewirkte Wunderwerk nicht unmöglich ist. Allein für die Zukunft verbiete ich ihm bei harter Strafe, weder von der heiligen Jungfrau noch von irgendeinem anderen Heiligen irgend etwas mehr anzunehmen."

Friedrich der Große

- Anzeige -



Artgemeinschaft – GGG (Hrsg.):

Jung-Wikingers Mal-, Knobel- und Bastelbuch, 86 Seiten, 5 farbige Ausschneidebögen, kt. DM 14,80

Hier liegt etwas vor, was Jungen und Mädchen von 6 bis 12 Jahren begeistert. Zahlreiche Motive aus der Wikingerzeit sind dargestellt, wobei beim Ausmalen zwei verschiedene Schwierigkeitsgrade für unterschiedliche Altersstufen gegeben sind. Aufgaben werden gestellt, es müssen Unterschiede heraus gefunden werden, und allerlei Wissenswertes erfahren die Kinder gleich mit, so, daß die Wikinger Amerika entdeckt haben. Für die Älteren findet sich eine Anleitung zum Brettchenweben und zum Verfertigen eines Leder-Bundschuhs. Im Anhang bringen wir farbige Ausschneide-Anziehpuppen eines Wikingerjungens und eines Wikingermädchens, ferner den Modellbaubogen für ein Wikingerschiff.

Die Kinder werden angeleitet, mit Runen ihren Namen oder eine Botschaft zu schreiben.

Auch als Gastgeschenk ist es gut geeignet! Ein Buch, was lange gefehlt hat!

Zu erhalten über den Buchdienst (Achtung: Neue Anschrift!) der Artgemeinschaft – GGG, Petra Müller, Postfach 12 41, 75380 Althengstett

Neues vom alten Feind

Kein Glück für Prinzessin Diana erbeten

Geradezu grotesk erscheint angesichts des tragischen Endes von Prinzessin Diana, was kurz vor ihrem Tod von den britischen Abgeordneten beschlossen wurde: Diana müsse künftig ohne den Segen britischer Abgeordneter klarkommen. Diese hatten einem Zeitungsbericht zufolge die Ex-Frau von Prinz Charles aus ihren täglichen Gebeten verbannt. Die Zeitung „Mail on Sunday" meldete damals, seit einer Woche werde beim täglichen Eröffnungs-Gebet nur noch Gottes Segen und Glück für Charles erbeten. Diana sei mit Billigung von Queen Elizabeth aus dem Gebet gestrichen worden, nachdem die Ehe zwischen ihr und Thronfolger Prinz Charles im August geschieden worden war. Der konservative Parlamentsabgeordnete Jerry Hayes wurde in der Zeitung mit den Worten zitiert, der Ausschluß Dianas aus den Gebeten werde den meisten Briten als grotesk und rachsüchtig erscheinen. Diana solllte offenbar in geradezu stalinistischer Manier aus der Gesellschaft verbannt werden.

Jeder zweite glaubt nicht an Leben im Jenseits

Mehr als die Häfte der Deutschen glaubt nicht an ein Leben nach dem Tod. 53 Prozent sind der Meinung, daß das Ende ihres irdischen Daseins auch der Endpunkt ihrer Existenz überhaupt sei. Rund ein Viertel (26 Prozent) hält Seelenwanderung für wahrscheinlich oder sicher. Das ist das Ergebnis einer von der Hamburer Wochenzeitung „Das Sonntagsblatt" veröffentlichten repräsentativen Emnid-Umfrage unter 2000 Menschen in Deutschland. Dabei ergab sich den Angaben zufolge ein Generationsunterschied: 54 Prozent der unter 30jährigen rechnen mit einem Leben nach dem Tod, bei den über 60jährigen nur noch 36 Prozent. Pessimismus und Optimismus halten sich im übrigen die Waage: Für 38 Prozent der Befragten überwiegt in der Welt das Gute, für 40 Prozent das Böse.

Religion in Thüringen

In Thüringen gelten nur 41 Prozent der Bevölkerung als religiös gebunden, davon ist die Mehrheit protestantisch. Eine katholische Enklave besteht in dem noch weitgehend volkskirchlich geprägten Eichsfeld (Nordthüringen).

Schweden schafft Staatskirche ab

Genau 473 Jahre nach ihrer Einführung hat Schweden beschlossen, die protestantische Staatskirche bis zum Jahr 2000 wieder abzuschaffen.

Das steht praktisch fest, nachdem die Synode der evangelisch-lutherischen Kirche mit 251 zu 28 Stimmen einem entsprechenden Vorschlag der Regierung ungewöhnlich klar zugestimmt hat. Danach wird die 1527 von König Gustav Wasa geschaffene Staatsbindung der Kirche am 1. Januar 2000 beendet. Bereits Anfang 1996 wurde die bis dahin mit der Geburt aller Schweden automatisch geltende Mitgliedschaft in der Staatskirche abgeschafft. Zum Jahrtausendwechsel verliert die Kirche ebenfalls ihr Recht zur Eintreibung von Steuern. Sie kann aber weiter über die Kanäle der staatlichen Steuerbehörde „Mitgliedsgebühren" einnehmen. Nach jahrzehntelanger Kritik am Monopol der Staatskirche hatten sich alle im Reichstag vertretenen Parteien für eine prinzipielle Trennung von Staat und Kirche ausgesprochen.

„Holocaust war Strafe Gottes"

Der ultra-orthodoxe Rabbi Elieser Schach hat den Holocaust in einer Rundfunksendung als Strafe Gottes für sündiges Leben bezeichnet und damit in Israel scharfe Reaktionen besonders bei den Überlebenden der Verfolgung hervorgerufen. Mehrere Hundert Menschen machten in Anrufen beim Sender ihrer Empörung Luft.

Wie Schach sagte, straft Gott die Menschen, wenn sie zuviele Sünden begehen. „Das letzte Mal, daß er die Vernichtung brachte, war der Holocaust. Wegen der Sünden bringt der Allmächtige vielleicht schon bald einen neuen Holocaust über uns, und dies kann schon morgen sein", sagte Schach. Für ihn bestehen Sünden beispielsweise in der Mißachtung des Sabbath und im Essen von Schweinefleisch.

Viele Israelis verstanden seine Äußerungen so, daß die Juden selbst Schuld an den Verfolgungen im 2. Weltkrieg gehabt hätten. Menahem Russak, ein Überlebender von Auschwitz und ehemaliger Chef der israelischen Polizeieinheit zur „Untersuchung der Naziverbrechen" sagte, Schach habe mit seinen Äußerungen „nicht nur die Nazimörder entlastet, sondern sie auch noch zu Gehilfen Gottes gemacht, die das Volk von Israel straften, weil es nicht die Thora befolgte".

Papst akzeptiert Evolutionstheorie mit Einschränkung

Papst Johannes Paul II. will die Evolutionstheorie respektieren, wenn zugleich die Schaffung der Welt als Werk Gottes anerkannt wird. In einer Botschaft an die Päpstliche Akademie der Wissenschaften, die in Rom tagte, verwies Johannes Paul noch einmal darauf, daß einer seiner Vorgänger, Papst Pius XII., 1950 in einer Exzyklika schon die Evolutionstheorie eine ernstzunehmende Hypothese genannt habe.

Die Entstehung des Lebens und dessen weitere Entwicklung, das sei ein grundlegendes Thema, das auch die Kirche sehr interessiere, erklärte der Papst. Neues Wissen seit der Enzyklika von 1950 habe dazu geführt, daß die Evolutionstheorie inzwischen „mehr als nur eine Hypothese" sei. Zugleich mahnte der Papst, die Kirche und die Gläubigen legten aber auf zwei Punkte besonderen, unumstößlichen Wert, daß die Schöpfung das Werk Gottes sei und daß der Mensch aus der materialistischen Ordnung hervorrage.

Papst Johannes Paul hat sich während seiner Amtszeit schon vorher um eine Annäherung an die Wissenschaft bemüht. So wurde 1992 nach dreizehnjährigen Studien der römisch-katholischen Kirche die Verurteilung des Astronomen Galileo Galilei für falsch erklärt. Dieser war 1633 von einem Inquisitionsgericht verurteilt worden, weil er erklärt hatte, daß die Erde nicht der Mittelpunkt des Universums sei. Die Kirche hatte dies gelehrt, obwohl schon Kopernikus festgestellt hatte, daß die Erde um die Sonne kreist.

René Descartes ist mit Arsen ermordet worden

Der französische Philosoph René Descartes ist im Februar 1650 entgegen der offiziellen Überlieferung keineswegs an einer Lungenentzündung gestorben, sondern vergiftet worden. Unumstößliche Beweise für diesen kulturhistorischen Kriminalfall hält nach eigenen Angaben der Wuppertaler Descartes-Forscher Eike Pies in Händen. Vermutlich sei der Täter ein Augustinermönch am schwedischen Hof gewesen, der den geistigen Einfluß des kritischen Denkers Descartes auf die schwedische Königin habe unterbinden wollen. Offizielle Stellen in Paris, wo der Schädel

des Mitbegründers der modernen Philosophie heute in einem Museumsdepot ruht, hätten die einfache Untersuchung auf Arsen bislang verweigert.

René Descartes

Pies war bereits 1980 im Archiv der niederländischen Universität Leiden zufällig auf einen Brief gestoßen, in dem der Leibarzt der Schwedenkönigin Christina einem Kollegen, einem Urahn des Wuppertalers, detailreich die Krankheitssymptome des sterbenden Philosophen schilderte: „Hier ist von Magenbluten und ‚Schwarzem Erbrechen' die Rede, das hat alles nichts mit Lungenentzündung zu tun", schilderte Pies vor Journalisten. Außerdem hatte der Mediziner den Empfänger in einem Postscriptum des von der Königin zensierten Briefes ausdrücklich aufgefordert, das Schreiben niemals in fremde Hände gelangen zu lassen.

Nach jahrelangem Quellenstudium zum Tode des Denkers sei ihm mittlerweile auch klar, „daß die Tatsache des Vergiftens damals allgemein bekannt war", sagte Pies. Spätere Historiker hätten dies aber nie ernst genommen. Zeitgenössische offizielle Stellen hätten hingegen verbreitet, der Philosoph sei einer Lungenentzündung erlegen, „denn Gäste am Königshof vergiftet man nicht".

Der offiziell von der katholischen Kirche als „Missionar des Nordens" bezeichnete Augustinermönch, Kaplan der französischen Botschaft in Stockholm, hatte nach Ende des 30jährigen Krieges den Auftrag, die Schwedenkönigin für den Katholizismus zu gewinnen. Als Hausgenosse des Philosophen in der Botschaft sei er ständig in der Umgebung Descartes' gewesen. Zudem war er als „fanatischer Einzeltäter" über die Auffasssungen des Philosophen bestens informiert, meinte Pies: Für den Mord habe er aber „wohl keinen Marschbefehl aus Rom" gehabt.

Verwunderlich ist es nach Einschätzung des Wuppertaler Descartes-Forschers, warum bis heute weder durch eine mühelose gerichtsmedizinische Untersuchung des Schädels noch durch eine Arsenprobe des Knochengewebes den Hinweisen auf den gewaltsamen Tod nachgegangen worden sei. Pies: „Es wäre ganz einfach, meine Thesen zu widerlegen." Auch ein Film zu diesem Thema sei vom französischen Fernsehen zwar angekauft, aber nie ausgestrahlt worden. Seine Forschungsergebnisse hat der Wuppertaler soeben in seinem Buch „Der Mordfall Descartes – Dokumente, Indizien, Beweise" (Brockhaus-Verlag/Solingen) vorgelegt.

Kirche in Württemberg gibt Entwarnung

Die Evangelische Landeskirche in Württemberg hat Presseberichten widersprochen, wonach die Evangelische Kirche in Deutschland (EKD) durch massive Austritte von Mitgliedern in ihrem Bestand gefährdet sei.

Von einer Halbierung der Mitgliederzahlen könne in Württemberg keine Rede sein, erklärte der Finanzdezernent des Oberkirchenrates, Peter Stoll, in Stuttgart. Die EKD könne nicht über einen Kamm geschoren werden. In Württemberg seien nur etwa halb soviel Mitglieder ausgetreten wie in vergleichbaren norddeutschen Landeskirchen. Zudem seien in den vergangenen Jahren die Mitgliederzahlen in Württemberg erheblich stabiler gewesen als in norddeutschen Landeskirchen. In Württemberg bewegten sie sich konstant über 2,45 Millionen, so Stoll. Die Zahl der Kirchenaustritte schwanke jährlich zwischen 0,3 und 0,7 Prozent. Stoll erklärte, er halte die Entwicklung der Kirchenaustritte nicht für unaufhaltsam. In ihrer Planung gehe die Landeskirche Württemberg im günstigsten Fall von einem Mitgliederrückgang von zwei Prozent, im schlechtesten Fall von etwa 30 Prozent in den nächsten 30 Jahren aus.

Anglikanischer Priester ohne Gott

Unlängst wurde ein Geistlicher von seiner Kirche – der Kirche von England – des Amtes enthoben. Der Priester bezweifelte in aller Öffentlichkeit die Existenz eines übernatürlichen göttlichen Wesens, die Autorität der Bibel und die Rolle Jesu als Erlöser. Trotz seiner offenen Mißachtung von biblischen und kirchlichen Lehren löste seine Amtsenthebung bei anderen Priestern Unverständnis aus. 75 anglikanische Geistliche unterzeichneten einen öffentlichen Brief, in dem sie darum baten, daß der fragliche Mann sein Priesteramt weiter ausüben darf. Einige Priester meinten, es gebe Hunderte von anglikanischen Geistlichen, die nicht an ein übernatürliches göttliches Wesen glauben würden.

In Lateinamerika befindet sich der Katholizismus auf dem Rückzug – Allein in Brasilien jährlich 600 000 Austritte

Padre Bruno Constanzo neigt nachdenklich seinen Kopf zur Seite, legt seine Hand an die Nasenwurzel und senkt die Augen. Heimweh? „Ja, manchmal ertappe ich mich dabei, daß ich an die Berge im Tessin denke, an die kühlen Schatten im Dorf meiner Kindheit. Aber ich werde wohl nie wieder nach Fossano zurückkehren. Meine Heimat ist hier." Entschlossenheit liegt jetzt in seiner Stimme. Der Qualm von brennendem Müll mischt sich mit den Ausdünstungen des Abwasserkanals. Aus den Lattenverschlägen und roh zusammengezimmerten Bretterhütten stampft Rockmusik. Der Wind wirbelt Staub über die Wellblechdächer, die Sonne sticht unbarmherzig vom Himmel. 13 zerlumpte Kinder umringen Padre Constanzo, und aus ihren verschmierten Gesichtern spricht maßloses Erstaunen: Was hat Bruno gerade gesagt? „Unser Padre spricht viele Sprachen", sagt altklug ein dickes Mädchen.

Die Heimat des italienischen Paters Bruno Constanzo heißt „Nova Iguaçu", und sie liegt in der „Zona Norte" von Rio de Janeiro. Das ist nicht das Rio der Ansichtskarten, der Copacabana, des Zuckerhuts und des segnenden Jesu auf dem Corvovado-Berg. Der Beton-Christus wendet diesem Teil der Stadt den Rücken zu, die Zona Norte hat vom göttlichen Segen rein gar nichts abbekommen. Vier Millionen Menschen hausen dort in Bretterbuden am Rande von Schrottplätzen, Müllhalden, stinkenden Kloaken. Nachts traut sich nicht einmal die Polizei dorthin.

„Die Kirche beansprucht weder Geld noch Macht. Aber sie will mit den Armen leben, ihr Leben mit ihnen teilen, in menschlicher Würde." Salbungsvoll und besonders eloquent spricht keiner von den Padres in Nova Iguaçu. Denn immer weniger Priester stammen aus Brasilien. „Wir haben in den Bistümern Nova Iguaçu und Caxias zusammengenommen 92 Pfarrer, und davon sind 51 Brüder aus dem Ausland", gibt das Generalvikariat Auskunft. Auf jeden Padre kommen also mehr als 40 000 Seelen. Gut die Hälfte der Pfarrer sind Ausländer.

Ohne Geld und Nachwuchs geht die Kirche in Brasilien am Bettelstab. Eine Kirchensteuer gibt es nicht – was nützte sie auch? Die Armen zahlen keine Steuern, und die Reichen hinterziehen sie. Barocke Bischofspaläste und brokatene Gewänder mag sich der Vatikan leisten – der Meßwein in den Favelas von Rio ist Wasser. Die Kirche der Armen geht dort ihren eigenen Weg. Die Amtskirche hat sich in die Sakristei zurückgezogen. Sie verschließt ihre Augen vor dem größten Problem des Kontinents, der Überbevölkerung. Sie spricht vom Kindersegen und tut zu wenig, um die Kinder von der Straße zu holen. Die progressiven Theologen aber, denen der Sozialismus wenigstens eine menschliche Alternative schien, stehen nun vor einem Dilemma. „Die Veränderungen in Osteuropa verpflichten die brasilianische Linke und die Anhänger der Befreiungstheologie, neu über ihre Positionen nachzudenken", so der Dominikaner Frei Betto. Gustavo Gutierrez dagegen: „Die Theologie der Befreiung wurzelt in der Armut und der sozialen Ungerechtigkeit, und die haben sich in Lateinamerika nicht geändert durch den Fall der Mauer."

Die Pfingstkirchen stellen für die katholische Kirche in Brasilien und in ganz Lateinamerika die größte Herausforderung dar. Vor 30 Jahren hatten die aus Nordamerika kommenden Erweckungskirchen noch keine Rolle im religiösen Leben Lateinamerikas gespielt. Heute sind bereits 35 Millionen, also fast zehn Prozent aller Latinos, Anhänger der neuen christlichen Kirchen. Auf dem ganzen Kontinent laufen den Sekten Gläubige zu, die die katholische Kirche verliert. In Guatemala sind es bereits 20 Prozent der Bevölkerung, in Nicaragua, Honduras und Panama, in Bolivien, Peru und selbst im „europäischen" Chile: Überall sind die protestantischen Sekten auf dem Vormarsch.

Die Abwendung der Massen vom traditionellen Katholizismus hat viele Ursachen. Eine davon ist die Landflucht. Die Kirche blieb im Dorf – aber die Menschen wanderten in die Städte ab. In die Favelas und Vorstädte, die Auffangbecken der Landflüchtlinge, folgte die Kirche nur zögernd. Längst hatten sich dort die neuen Sekten etabliert. Ihre Prediger kommen aus dem Volk und sprechen die Sprache des Volkes. „Wes des Herz voll ist, dem geht der Mund über" – bei den Pfingstlern darf jeder seine Sünden rausschreien.

Auf dem Spiel steht aber auch die Autorität der Kirche in Brasilien, die von sich behauptet, mit 115 Millionen Gläubigen die größte Landeskirche im katholischen Weltkreis zu sein. Tatsächlich aber verliert der Vatikan in Brasilien jedes Jahr mehr als 600 000 Anhänger. Über 15 Prozent der Brasilianer gehören mittlerweile den „Pfingstkirchen" und Sekten an. Wenn das Wachstum der neuen Religionsgruppen weiter so anhält wie bisher, wird nach der Jahrhundertwende die Mehrheit der Brasilianer nicht mehr katholisch getauft sein.

Vom Kirchturm kräht ...

(Heidenlied)

Vom Kirchturm kräht der Messinghahn
sein Lied rings in die Lande,
vom Massenwahn, vom Christuswahn
und schauerlicher Schande.

Dem hohen Hahn ist's endlich leid,
dem Lichtsymbol der Ahnen;
jetzt ruft er selbst zur Wendezeit,
jetzt will er uns ermahnen.

Der große Morgen steigt herauf,
wir schliefen viel zu lange;
man türmte Lug und Trug zuhauf,
wir fügten uns dem Zwange.

Man hat uns Höllenbrut genannt,
als „gottlos" frech verschrien,
hat uns geschunden und verbrannt,
oh'n Recht und Ehr' bespien.

Oh Christuswahn, oh Kreuzeswahn,
was habt ihr angerichtet,
die Blutschuld tilgt kein Zeitenzahn,
zu hoch ist sie geschichtet.

Bei Verden floß die Aller rot
vom Blut erschlag'ner Sachsen.
Die Stedinger Bauern stach man tot,
daß Kirchenpfründe wachsen.

Einst kamen sie als Bettelpack,
in unsern freien Norden;
prallvoll war bald der Pfaffen Sack –
und wir sind arm geworden.

Sie nahmen nicht nur Zins und Zoll,
sie stahlen auch die Seelen;
kein Volk bleibt wohl und würdevoll,
wenn Seelenkräfte fehlen.

Unschuldig' Fleisch, unschuldig' Blut,
geopfert und verronnen –
der Heiden Sinn, der Ketzer Mut
sei unser Lebensbronnen!

Zweitausend Jahre Mord auf Mord
in eures Gottes Namen –
werft endlich euren Wahnsinn fort
und sagt ein Abschieds-„Amen"!

Gerhard Heß

Nachrichten

Eine sehr schöne CD mit Lurenmusik, die 19,95 DM kostet, wird im Zusammenhang mit der Ausstellung „Gaben an die Götter – Die Bronzezeit, das erste goldene Zeitalter Europas" vertrieben. Die CD ist nicht im Handel erhältlich.

Bestellungen an

Frau Saherrwala
Schloß Charlottenburg
Langhansbau

14059 Berlin

Achtung Anschriftenänderung www

Die „Nordische Zeitung www" ist ab sofort im Internet unter

http://www.nordland.net/nordzeit/

erreichbar. Außerdem unter

http://www.fortunecity.com/victorian/muses/305/

Unsere E-Mail-Anschrift lautet:

AlmutG@hotmail.com

Am 21. Hornung 3798 n. St.
wurde uns eine kleine Maid geboren

Uta-Sigrun Luise

Es freuen sich die stolzen Eltern
Christina Seemann-Steck und Michael Steck
sowie Bruder Hermann

„Wer den Kameraden fürs Leben fand,
griff die Sonne mit der Hand!" - Borch Tock -

Wir haben uns gefunden und am 12. Brachet
3798 n. St. in Hamburg geheiratet.

Wolfgang Diehl
Martina Diehl geb. Dohnalek

Na een innig, harmonieus, warm, maar
veel te kort leven, nemen wij met eerbied
en bewondering afscheid van

Anita Hendriks

echtgenote van Hans Kox
moeder van
Siegfried, Machteld en Irmgard
Ze werd maar 36 jaar.
Anita's moed, kracht en levensvreugde
zullen ons altijd ten voorbeeld zijn.

Um Anita trauert nicht nur die Familie,
sondern die ganze Artgemeinschaft - GGG

Gemeingermanischer ergänzter Futhark:

ᚠᛒᚲᛞᛖᚠᚷᚺᛁᛊᛦᛚᛗᚾᛟᛈᛩᚱᛋᛏᚢᚡᚹᚷᚤᛇ ᚠᛟᚢ

A B C D E F G H I J K L M N O P Q R S T U V W X Y Z Ä Ö Ü

Die Artgemeinschaft – Germanische Glaubens-Gemeinschaft wesensgemäßer Lebensgestaltung e.V. ist die größte heidnische Gemeinschaft Deutschlands (dazu noch Mitglieder in anderen germanischen Völkern) mit tiefreichenden Wurzeln. Sie wurde 1951 gegründet und vereinigte sich 1965 mit der Nordischen Glaubensgemeinschaft e.V., die 1927 gegründet worden war und sich 1954 in Nordisch-religiöse Gemeinschaft umbenannt hatte. Mit den bereits 1924 gegründeten Nordungen fand 1983 die Vereinigung statt. In der Artgemeinschaft wird ferner das Gedankengut der 1913 von Ludwig Fahrenkrog gegründeten Germanischen Glaubens-Gemeinschaft (GGG) fortgeführt und weiterentwickelt, nachdem diese 1957 ihre Tätigkeit eingestellt hatte, im Vereinsregister gelöscht wurde, und die Reste ihrer aktiven Mitglieder zur Artgemeinschaft bzw. Nordisch-religiösen Gemeinschaft gekommen waren.

Wir können auf eine jahrzehntelange Erfahrung bei der Neugestaltung eines uns gemäßen Glaubens verweisen, da wir die älteste germanisch-heidnische Glaubensgemeinschaft mit durchgängigem Wirken sind. Bei uns finden Sie nicht nur ein reges Gemeinschaftsleben auf den regelmäßig wiederkehrenden Gemeinschaftstagen, sondern über die „Nordische Zeitung", zwei Schriftenreihen, eine Buchreihe sowie Einzelschriften auch eine geistige Auseinandersetzung mit dem Christentum, Darstellung alter Bräuche und die Durchformung eines arteigenen Glaubens. Wegen der großen Nachfrage sind von zahlreichen Veröffentlichungen, die wir herausgebracht haben, viele bereits vergriffen. Nur wenn Sie laufend mit uns Verbindung pflegen, können Sie mithin sicher sein, auch alle neuen Veröffentlichungen von uns zu bekommen.

Sie haben drei Möglichkeiten, mit uns in Verbindung zu bleiben, wozu Sie bitte einen Vordruck anfordern:

- Die am wenigsten verpflichtende ist, daß Sie die NORDISCHE ZEITUNG für 28,– DM jährlich bestellen.
- Wenn Sie auch zu Tagungen eingeladen und über die gemeinschaftsinneren Angelegenheiten im Bild sein wollen, aber nicht aus einer Bekenntnis- oder anderen Religionsgemeinschaft austreten oder sich noch nicht neu binden möchten, können Sie FÖRDERER werden. Als Förderer bezahlen Sie einen Beitrag nach Selbsteinschätzung, mindestens aber 60,– DM im Jahr, worin der kostenlose Bezug der Nordischen Zeitung, unseres Gefährtschaftsbriefes und unserer Flugblätter, ferner der Neuerscheinungen der „Schriftenreihe der Artgemeinschaft" enthalten ist.
- Wenn Sie keiner Bekenntnis- oder Religionsgemeinschaft angehören und sich neu binden wollen, das „Artbekenntnis" und das „Sittengesetz unserer Art" voll bejahen sowie überwiegend nordische Menschenart verkörpern, können Sie Antrag auf Aufnahme als MITGLIED in die Artgemeinschaft stellen. Sie zahlen einen Monatsbeitrag (nach Selbsteinschätzung) in Höhe von mindestens 1 % des Nettoeinkommens. Mindestbeitrag ist ein Betrag von 5,– DM je Monat. Im Mitgliedsbeitrag eingeschlossen ist die kostenlose Lieferung der Nordischen Zeitung und des Gefährtschaftsbriefes, unserer Mitteilungen und Flugblätter, von Neuerscheinungen der „Schriftenreihe der Artgemeinschaft" und der Reihe „Werden und Wesen der Artreligion". Die Mitglieder der Artgemeinschaft sind gleichzeitig Mitglied im Familienwerk, das einen Familienlastenausgleich erstrebt, Beitrag: gestaffelt (von DM 0,– bei drei Kindern bis DM 120,– bei kinderlos jährlich; Ermäßigung möglich), und haben einen 3½tägigen Arbeitseinsatz in unserem Gemeinschaftshaus (oder stattdessen eine Ausgleichsabgabe von 350,– DM, Ermäßigung möglich) zu leisten. Mit Eingang Ihres Antrages auf Aufnahme werden Sie zunächst im Regelfall ein Jahr als Anwärter bis zur endgültigen Entscheidung über Ihre Mitgliedschaft geführt und haben in dieser Zeit bereits die Beiträge zu zahlen, erhalten andererseits die für Mitglieder bestimmten Leistungen mit Ausnahme der Mitteilungen. Die Entscheidung über Ihre Aufnahme fällt im Regelfall erst, nachdem Sie einen unserer Gemeinschaftstage besucht haben, und sowohl Sie als auch wir feststellen konnten, ob wir zueinander gehören. Wenn Sie aufgenommen wurden, haben Sie eine einmalige Aufnahmegebühr in Höhe von 60,– DM zu zahlen, wofür Sie die Mitgliedsnadel, nach unserer Wahl einige noch lieferbare Schriften aus unseren Schriftenreihen und einen früheren Jahrgang der Nordischen Zeitung erhalten.

An die
Artgemeinschaft – Germanische Glaubens-Gemeinschaft
wesensgemäßer Lebensgestaltung e.V.
Postfach 55 709
D-22567 Hamburg

Tag: _____

Familienname: _____ Vorname: _____

Geburtsname: _____ Familienstand: _____

PLZ-Wohnort: _____ Straße, Haus-Nr.: _____

Volkszugehörigkeit: _____ Fernruf mit Vorwahl: _____

Geburtstag: _____ Geburtsort: _____

Mitglied einer anderen Bekenntnis- oder Religionsgemeinschaft (ja/nein/falls ja: welcher):

_____

Mitglied einer Jugendgruppe, Partei, Loge o.ä. Vereinigung (Rotarier z.B.), falls ja, welcher?:

_____

Beruf: _____

_____

A AUFNAHMEANTRAG

Ich beantrage meine Aufnahme als Mitglied in die Artgemeinschaft – Germanische Glaubens-Gemeinschaft wesensgemäßer Lebensgestaltung e.V.

Ich gehöre keiner Bekenntnis- oder Religionsgemeinschaft an und bejahe vollinhaltlich das Artbekenntnis. Ich versichere hiermit in Kenntnis der Strafbarkeit einer falschen eidesstattlichen Versicherung die Richtigkeit der Angaben auf diesem Antrag eidesstattlich.

Ich werde ab sofort einen Monatsbeitrag von _____ DM zahlen und bis zur Aufnahme als Förderer geführt. Nach Aufnahme zahle ich die Aufnahmegebühr von 40,– DM, ferner ggf. den Beitrag zum Familienwerk.

Paßbild/
Farblichtbild
erforderlich

Ich habe _____ Kind(er), geboren am _____ bzw. _____ bzw. _____ bzw. _____ bzw. _____

Ich bin vorbestraft (ja/nein): _____

Falls ja, weswegen?: _____

Unterschrift: _____

B BEITRITTSERKLÄRUNG ALS FÖRDERER

Ich möchte zur Zeit nicht Mitglied der Artgemeinschaft – Germanische Glaubens-Gemeinschaft wesensgemäßer Lebensgestaltung e.V. werden, aber sie als Förderer unterstützen.

Ich trete hiermit der Artgemeinschaft – Germanische Glaubens-Gemeinschaft wesensgemäßer Lebensgestaltung e.V.

als Förderer bei und werde ab sofort einen Förderer-Beitrag von _____ DM jährlich zahlen.

Unterschrift: _____

C BESTELLUNG DER NORDISCHEN ZEITUNG

Ich bestelle die NORDISCHE ZEITUNG ab Heft 1 dieses Jahres. Die Jahresgebühr von 28,– DM werde ich unverzüglich zahlen.

Unterschrift: _____